

II. Jahrgang.
No. 41

11. Kriegsnummer

8. Oktober 1914.
Einzelpreis 10 Pfg.

Das Illustrierte Blatt

Verlag der Frankfurter Societäts-Druckerei G.m.b.H. Frankfurt am Main



Nach der Schlacht.

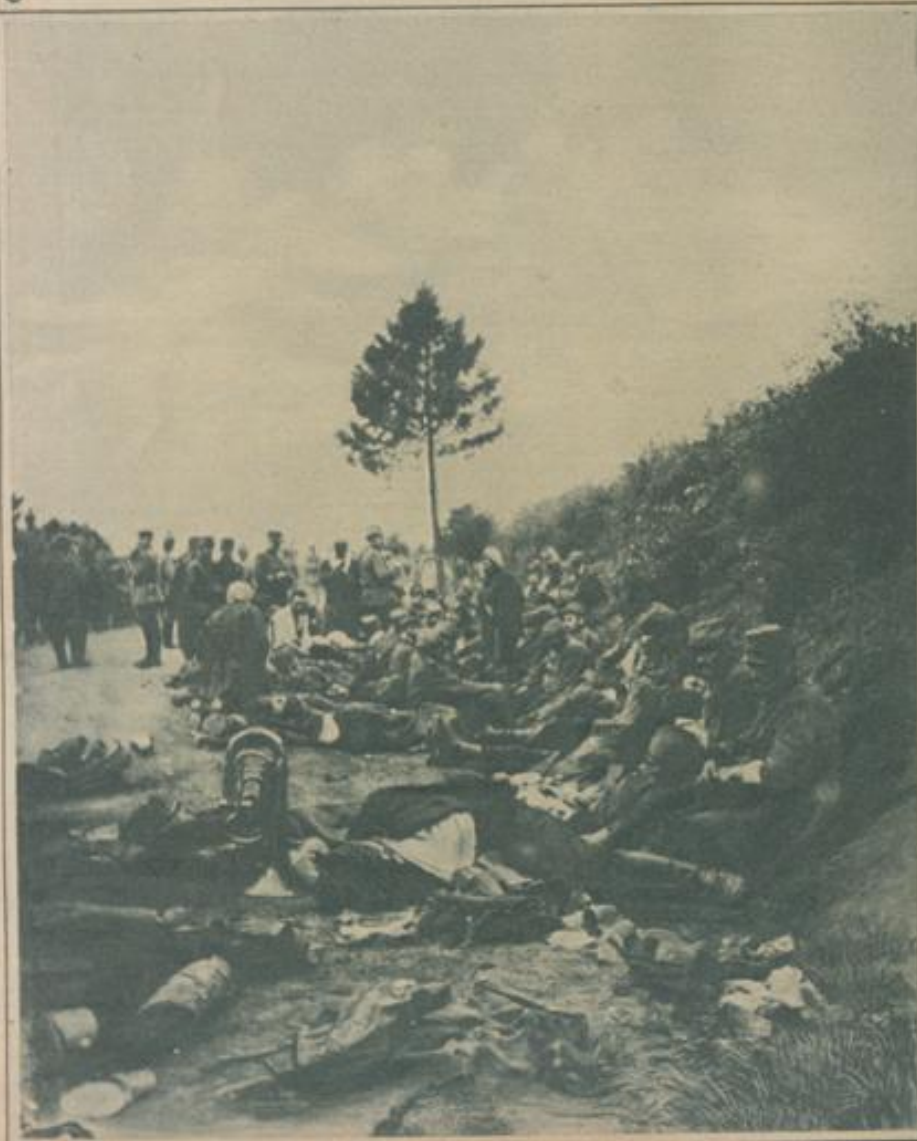
Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Die Granaten haben gesprochen. Die anrückende französische Artillerie liegt in der Straße, die durch die Tannenschönung geht, in ihrem Blute. Mehrere Volltreffer sind in die Kolonnen hineingefahren, und wo sie trafen, blieb nichts zurück, als ein Haufen Trümmer — Trümmer von Menschen, Pferden und Material. Die ganze lange Waldstraße entlang der gleiche Anblick. Die Pferde liegen wie hingemäht bei den Geschützen. Manchmal sieht es nur so aus, als wären sie gestolpert und in halb aufrechter Haltung liegen geblieben. Aber die leeren Augen, die Starrheit der Glieder reden eine andere Sprache. Wohl uns, daß die Batterien nicht zur Auffahrt kamen, daß unsere Kugeln in ihre Reihen fielen, statt umgekehrt. Viele der Unfrigen lagen jetzt regungslos und starr am Boden. An der Waldlichtung hat man, nach Erstürmung der französischen Stellung, ein Rotlazarett errichtet, um den verwundeten französischen Soldaten schnell Hilfe zu bringen. Sie sind totmüde und achten ihrer Wunden kaum. Manche

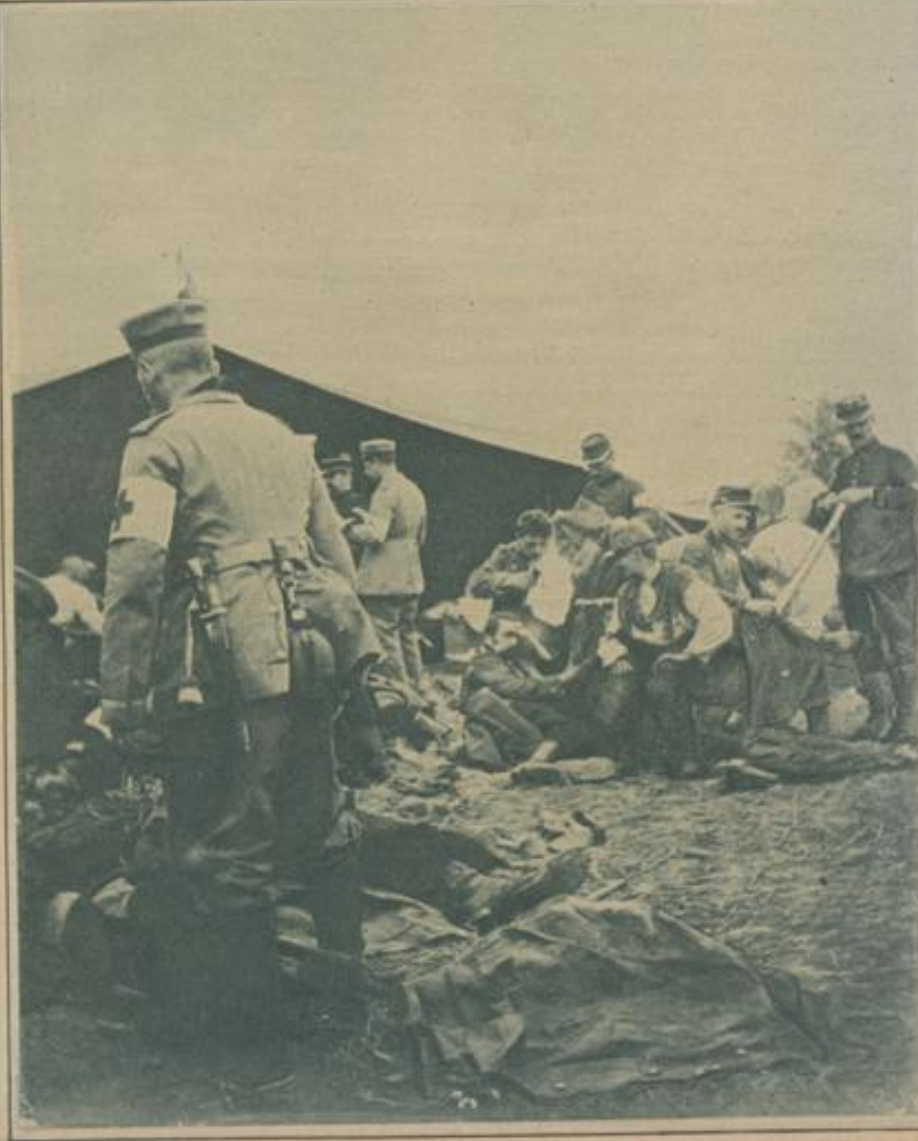


Verworfene französische Geschütze auf einem Waldweg.

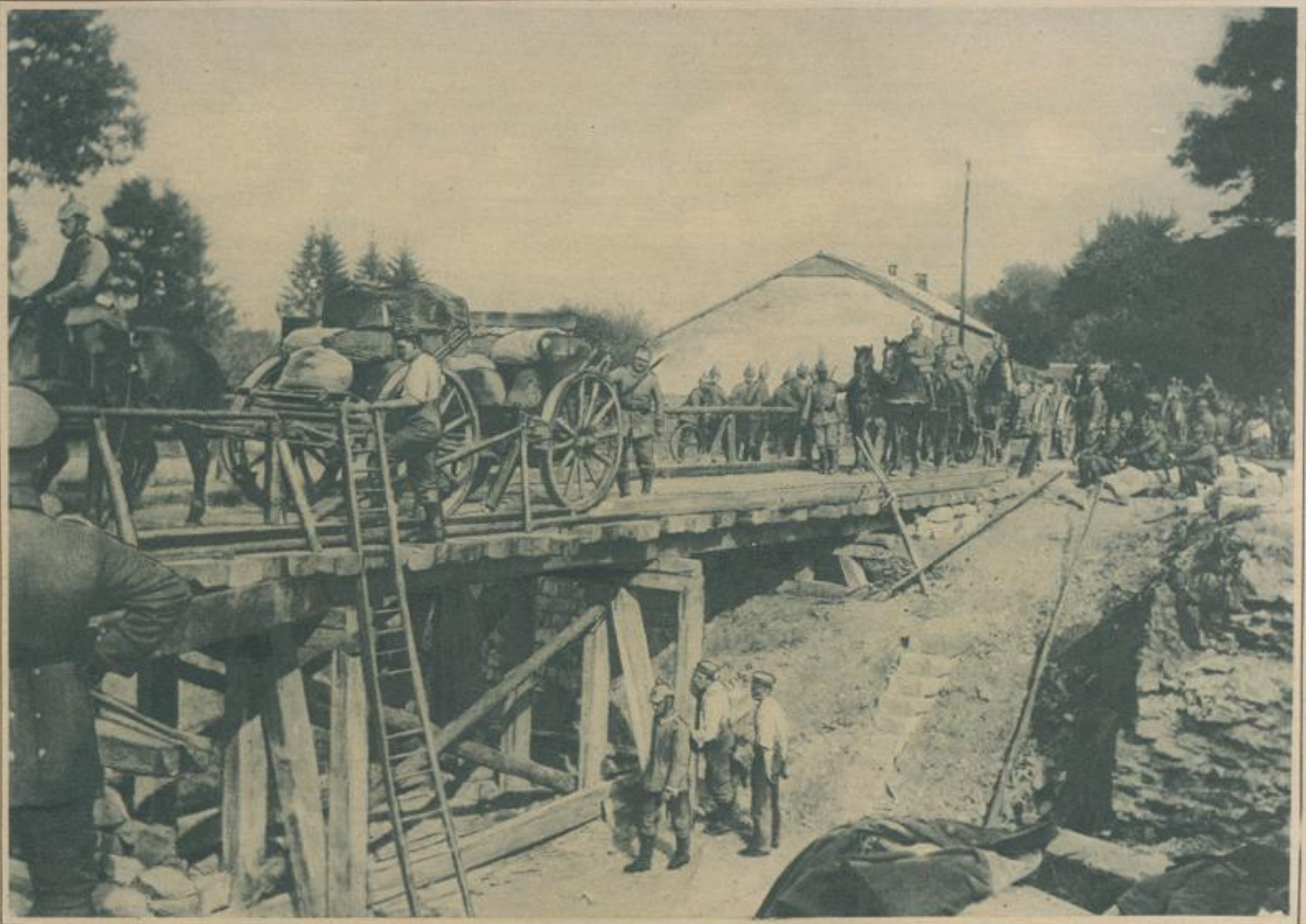
sind tagelang nicht aus dem Sattel gekommen. Einige liegen wie tot da und achten kaum darauf, ob sie verbunden werden oder nicht. Bei dem einen steht noch eine Trompete. Ein Granatsplitter hat ihr das Mundstück weggerissen. Doch auch wir haben Verluste, wenn auch nicht schwere. Einige nehmen, wie sie verbunden sind, wieder die Anarre über den Arm. Ein Musketier ist schwer verwundet. Er beißt die Zähne zusammen und sagt mit einem Blick auf die eroberte Stellung: „Gott sei Dank, daß wir's geschafft haben.“ Doch lange ist nicht Zeit zum Verweilen. Sinnen und Träumen hat draußen nicht viel Daseinsberechtigung. Es heißt vorwärts, sich zusammenreihen, neue Aufgaben lösen mit ungebrochenem Mute, um diesen Krieg, den einige Schurken der Welt aufgedrängt haben, zu Ende zu bringen, ihnen zum Verderben, uns zum Siege. Dann ist kein Opfer umsonst gewesen, dann hat Kultur, Ehelichkeit, Sittlichkeit und gesunde Volkskraft über Unkultur, Lüge und Zerfall triumphiert.



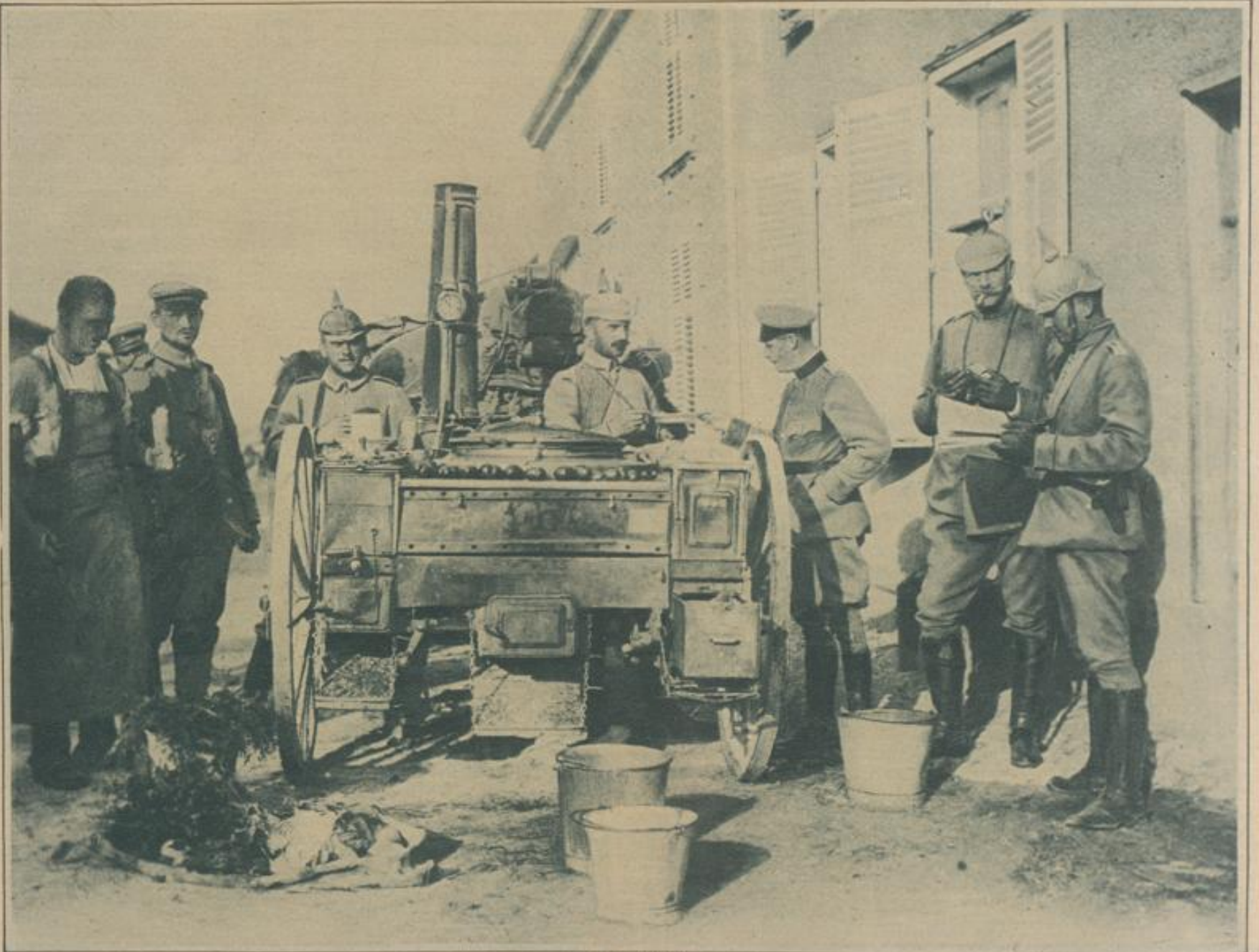
Vom Schlachtfeld aufgesammelte französische Verwundete.



Der erste Verband.



Was unsere Pioniere leisten.



Die Feldküche.

Der Landesverräter.

Skizze von Leopold Engel.

Dem Weltgetriebe entflohen, um mich in ruhiger Gebirgsgegend ein paar Tage zu erholen, hatte ich mich nach dem südlichen Teile der Vogesen geflüchtet. Ziemlich ermüdet von einer Tagestour kam ich spät nachmittags in Sicht eines stillen, idyllisch gelegenen Talortes, der, zwischen hohen Bergen eingeschlossen, einen so friedlichen Anblick gewährte, daß ich mich sofort entschloß, dort Nachtquartier zu nehmen.

Von einer Höhe aus konnte ich die Dorfhäuser genau überblicken, erkannte auch durch meinen Feldstecher, daß sich im Orte ein freundlicher, von Gärten und rauschenden hohen Bäumen umgebener Gasthof befand. Meinen müden Gliedern und hungerndem Magen war die Aussicht, Unterkunft und Speisung in kurzer Zeit zu finden, äußerst angenehm. Ich beeilte mich daher, jenes Haus der Verheißung möglichst bald zu erreichen.

Auf meinem Wege kam ich an einem Friedhof vorbei. Unwillkürlich ging ich längs der Kirchhofsmauer langsam und suchte vom tiefergelegenen Wege aus einige verwischte Inschriften der aufrecht stehenden Grabsteine zu lesen.

Da bemerkte ich in kurzer Entfernung ein weibliches Wesen an einem Grabe kniend, ganz im Gebet versunken. Vor ihr auf dem Hügel lag ein großer Strauß Gartenblumen, den sie zweifellos als Liebesgabe niedergelegt hatte.

Wählich sah sie auf und starrte nach dem Eingange des Friedhofs. Dann erhob sie sich schnell und eilte gebückt davon, augenscheinlich bemüht, daß ein eintretender Mann sie nicht bemerken sollte. Das war aber doch der Fall. Dieser, ein Greis von merkwürdig verwildertem Aussehen, drohte ihr mit seinem Astenstock und rief ihr einige Worte nach, die ich nicht verstehen konnte. Das Weib entfloß hastig, während sich der alte Mann dem Grabe näherte.

Ich konnte sein Gesicht nicht erkennen, sein weiter Hut verdeckte es, nur der lange eisgraue Bart und ebensolches Haar, das den Nacken bedeckte, waren sichtbar. An der Grabstätte angelangt, sah er den Blumenstrauß. Er nahm und zerriß ihn wütend, warf die Blumen teils umher, teils zerstampfte er sie mit seinen schweren Stiefeln.

Ich eilte schnell dem Gasthose zu. Dort fand ich alles dazwischen, wie es nicht besser zu wünschen war. Ein freundlicher Wirt wies mir ein sauberes, helles Zimmer an, ein gutes Essen und guter Wein standen bald vor mir auf dem Tisch des Gastzimmers, so daß ich mich sehr behaglich fühlte.

Als ich mich mit dem Wirt über den Weg unterhielt, den ich am nächsten Tages einschlagen wollte, öffnete sich die Tür, und jener alte Mann trat ein, den ich an dem Grabe beobachtet, wie er den Blumenstrauß vernichtete.

Ein braunes, durchfurchtes Gesicht, umwallt von langem, wirrem Haar, wurde sichtbar, als er den alten, schwarzen Schlapphut abnahm. Schwermütig ging er zum Schenkstisch, warf ein Geldstück hin und nahm schweigend das große, vom Wirt eingegossene Glas Brantwein. Mit zitternder Hand führte er es zum Munde und trank. Schweigend, wie er gekommen, wollte er gehen. Da fiel sein Blick auf mich. Seine Augen glühten in einem unheimlichen Feuer.

Sofort erkannte ich, daß ein Mann von nicht normalen Sinnen vor mir stand.

Er wandte sich zum Wirt und fragte mit drohender, unheimlicher Stimme: „Is das auch so einer, von da drüben?“

Der Wirt schüttelte den Kopf und antwortete in beruhigendem Tone: „Nein, der Herr ist ein guter Deutscher!“

„So, so,“ brummte der Alte vor sich hin, stülpte den Hut auf sein wirres Haar und ging schwerfällig zur Tür hinaus.

„Wer ist der Mann?“ fragte ich den Wirt. Dieser schien keine Neigung zur Auskunft zu haben. Er tippte bezeichnend an seine Stirn und meinte kurz: „Dem fehlt es hier.“

„Das habe ich sehr wohl bemerkt. Sein Wahnsinn muß jedoch eine Ursache haben, diese interessiert mich,“ entgegnete ich und erzählte dem Wirt meine Beobachtungen an der Kirchhofsmauer. Dadurch kamen wir in ein intimeres Gespräch, und der Wirt berichtete folgendes:

„Der Alte da, den Sie gesehen haben, heißt Wünschel und war, als der Krieg 1870 ausbrach, noch ein blutjunger Mann. Er hat den Feldzug mitgemacht, kam als Feldwebel wieder heim und blieb beim Soldatenstand. Er hat dann geheiratet und einen Sohn bekommen, den er Ernst nannte und der seine ganze Freude war. Wegen der guten Führung und weil er Kriegskombattant, erhielt er als Grenzaufseher einen Ruheposten. Hier am Orte kaufte er sich ein kleines Grundstück mit Häusel, in dem die Familie wohnte.“

Sein Sohn wuchs heran. Es war ein tüchtiger Kerl, der stärkste Bursche im Dorf. Der Ernst nun sollte auch Soldat werden. Er kam nach Strahburg zu den Festungspionieren und zeichnete sich bald durch seine Intelligenz aus. Nachdem er seine Pionierausbildung erhalten, kam er ins Büro wegen seiner guten Hand-

schrift und namentlich wegen seines Zeichentalentes. Sein Oberst schätzte ihn sehr, auch die anderen Offiziere. So kam es, daß man ihm geheime Entwürfe der Befestigungsanlagen oft zum Kopieren anvertraute, namentlich als die Befestigungen umgeändert und verbessert wurden. Der Ernst war auf dem besten Wege, sich zu einem höheren Militärbeamtenposten im Festungswesen herauszuarbeiten, zur größten Freude seines Vaters, dessen ganzer Stolz er war.

Alles wäre gut gegangen, wenn sich der Ernst nur nicht in ein Mädchen rein zum Sterben verliebt hätte, das bei ihrer Tante im nächsten Dorfe wohnte. Es stammte von einem französischen Vater, der mit seiner Frau nach Frankreich ausgewandert, als das Elsaß deutsch wurde. Mit fünfzehn Jahren kam es zu der Schwester seiner Mutter ins Dorf zurück, weil die Eltern drüben starben. Clémence hieß es, sauber war es, rein zum Ansehen, aber von einem Deutschen und gar noch von deutschem Soldaten wollte es anscheinend nichts wissen, trotz dem es gut deutsch sprach.

Benignstens anfangs war es so, und ich weiß genau, daß der Ernst an seiner unglücklichen Liebe arg herumzuschleppen hatte. Mir hat er sein Leid oft geklagt. Mit einem Male änderte sich die Sache. Das Mädchen wurde liebenswürdiger zu meinem Freunde und der-

Die Ereignisse des August im Bilde.

Die Kriagsnummern 1—6, die vergriffen waren, werden jetzt in einem 32seitigen Bande mit zusammenfassendem Text erscheinen. Die Nummer kostet 40 Pfg. (für direkte Zusendung durch die Post sind 10 Pfg. Porto beizufügen). Da bereits große Aufträge vorliegen, ist baldige Bestellung erwünscht.

Das Illustrierte Blatt.

darüber ganz selig. Er erzählte mir, daß sie wie umgewandelt sei. Das kam mir merkwürdig vor. Ich fragte meinen Freund aus und erfuhr, daß der Onkel der Clémence, der in Paris lebt und zum Besuch gekommen sei, besondere Zuneigung zu Ernst gehabt und bei seiner Richte ein gutes Wort eingelegt habe. Das fand ich nicht auffällig, denn dies hätte jeder von uns gern getan, nur gefiel es mir nicht, daß dieser Onkel mit Namen Duval beim französischen Kriegsministerium angestellt war. Ernst behauptete, davon nichts zu wissen. Es verging längere Zeit, bevor mein Freund wieder auf Urlaub im Dorfe erschien. Er war nicht mehr so heiter wie früher, sondern recht schweigsam und niedergeschlagen. Er vertraute mir an, daß Clémence ihm versprochen habe, die Seine zu werden, wenn er nach Frankreich ausgewandert und den Dienst quittieren würde. Herr Duval würde und könne für sein Fortkommen sorgen. Ich lachte über diese Zumutung, die gleichbedeutend mit dem Bruch zwischen Ernst und seinen Eltern sowie dem Aufgeben seiner aussichtsreichen Karriere sein würde. Zu meinem Schrecken merkte ich jedoch, daß dieses Anerbieten ihm nicht unmöglich erschien, so rasend verliebt war er in das Mädchen. Er kämpfte mit sich gewaltig, der Streit zwischen Liebe und Pflichtgefühl machte ihn ganz elend. Nach diesem Eingeständnis ließ sich Ernst lange nicht mehr sehen. Endlich zu Michaeli kam er wieder auf Urlaub zu uns. Er war blaß, gedrückt in seinem Wesen, geradezu scheu. Er hatte längeren Urlaub genommen und erhalten, um sich zu erholen. Er sei überarbeitet, klagte er.

Dem alten Wünschel waren die Veränderungen im Wesen seines Sohnes nicht entgangen. Ich hatte das wohl beachtet, auch, daß er ihn oft heimlich argwöhnisch betrachtete.

Ernst freute sich gern hier im Walde herum, den er genau kannte. Ich sah, daß sein Vater ihm auf seinen Spaziergängen heimlich folgte. Also argwöhnte der Alte etwas. Ich dachte mir, er sei dahinter gekommen, Ernst habe heimliche Stellbeweise mit seiner Clémence und wolle beide überraschen. Es war aber Schlimmeres. Mein Vater besah für unser Revier das Jagdrecht. Infolgedessen ging ich auch oftmals auf die Jagd, namentlich auf Flugwild. Ich wollte eines Tages Birkhühner

auf dem Anstand schießen und hatte mir an geeigneter Stelle eine Reishütte unter einem Haselstrauch aufgebaut. Ich wartete gegen Abend mindestens eine Stunde vergeblich auf die Hühner, da sehe ich ganz unerwartet Herrn Duval heranschleichen, der sich vorsichtig umsieht. Bald darauf kommt mein Freund von entgegengesetzter Seite. Sie sprechen eifrig miteinander, und Ernst gibt ihm eine Rolle Papier, die der Mann zu sich steckt. Ich wundere mich, daß die beiden mitten im Walde Heimplichten auszutauschen haben.

Als sie sich nach verschiedenen Seiten hin trennen wollen, rauscht es im Busche, und ehe Herr Duval es sich versehen kann, springt der alte Wünschel in Uniform, bewaffnet hervor. Er packt ihn prügelt ihn windelweich, entreißt ihm die empfangene Papierrolle und dreht ihn niederzuschließen, wenn er nicht sofort davongeeht.

Der Franzose läßt sich das nicht zweimal sagen und macht lange Beine.

Ernst war bei dem Streite leichenblau stehen geblieben. Sein Vater ging auf ihn zu mit einem fürchterlichen Gesichtsausdruck, den ich nie vergessen werde. Er öffnet die Papierrolle. Sie enthielt Zeichnungen der Strahburger neuen Befestigungen.

Der alte Wünschel hielt diese Ernst vor das Gesicht und zischte: „Landesverräter, Du Hundsfott! Für Dich ist die Kugel zu gut, Dich muß man hängen.“

„Vater!“ schrie Ernst auf und wankte.

Ich konnte mich in meiner Laubhütte nicht rühren, so erschrocken war ich, und starrte nur auf den entsetzten Alten und meinen unglücklichen, zerschmetterten Freund.

„Warum tatest Du das?“ brüllte der Alte und packte seinen Sohn an der Brust. „Ich fand in Deiner Kammer einen Brief des Franzosen, der mir Deine Absicht verrät, Du Schuft!“

Ernst antwortete nicht und sah zu Boden.

„Hat Dir die Dirne alle Ehre totgeschlagen? Ausruhen wollt Ihr, fahnenflüchtig wollt Du werden?“ schrie er wiederum.

„Clémence ist unschuldig, beschuldige sie nicht,“ rief Ernst.

Ein entsetzliches Hohngelächter folgte.

„Unschuldig, dieses Frauenzimmer! Ich erschieße sie und den Lumpen Duval,“ leuchtete der Alte in wahnsinniger Wut. Er riß sein Gewehr von der Schulter und legte es an die Hüfte, als wollte er es schußbereit machen. „Dich aber müßte man hängen.“

Im nächsten Augenblick krachte ein Schuß aus des Alten Gewehr. Anscheinend absichtslos, vor maßloser Wut unfähig, seine unwillkürlichen Bewegungen zu hemmen, mußte er den Drücker abgezogen haben.

Ernst sank zu Boden.

Der alte Wünschel stand mehrere Sekunden regungslos, dann stürzte er mit einem dumpfen Schrei ohnmächtig neben seinem niedergeschossenen Sohne zusammen.

Jetzt fand ich auch den Gebrauch meiner Sinne und Glieder wieder. Ich eilte zur Unglücksstätte. Ernst lebte noch. Er kam zur Besinnung und erkannte mich. Leise flüsterte er: „Mich haben Wilddiebe erschossen, hörst du?“

Ich begriff seine Absicht, den Vater schützen zu wollen und bejahte seine Frage. Schnell riß ich ihm den Rock auf und untersuchte seine Wunde. Hilfe war unmöglich.

Der Schuß hatte einen Balddrücker herbeigelockt. Auch diesem gegenüber blieb der Sterbende bei seiner Behauptung, Wilddiebe wären die Täter gewesen.

In meinen Armen verschied mein Freund.

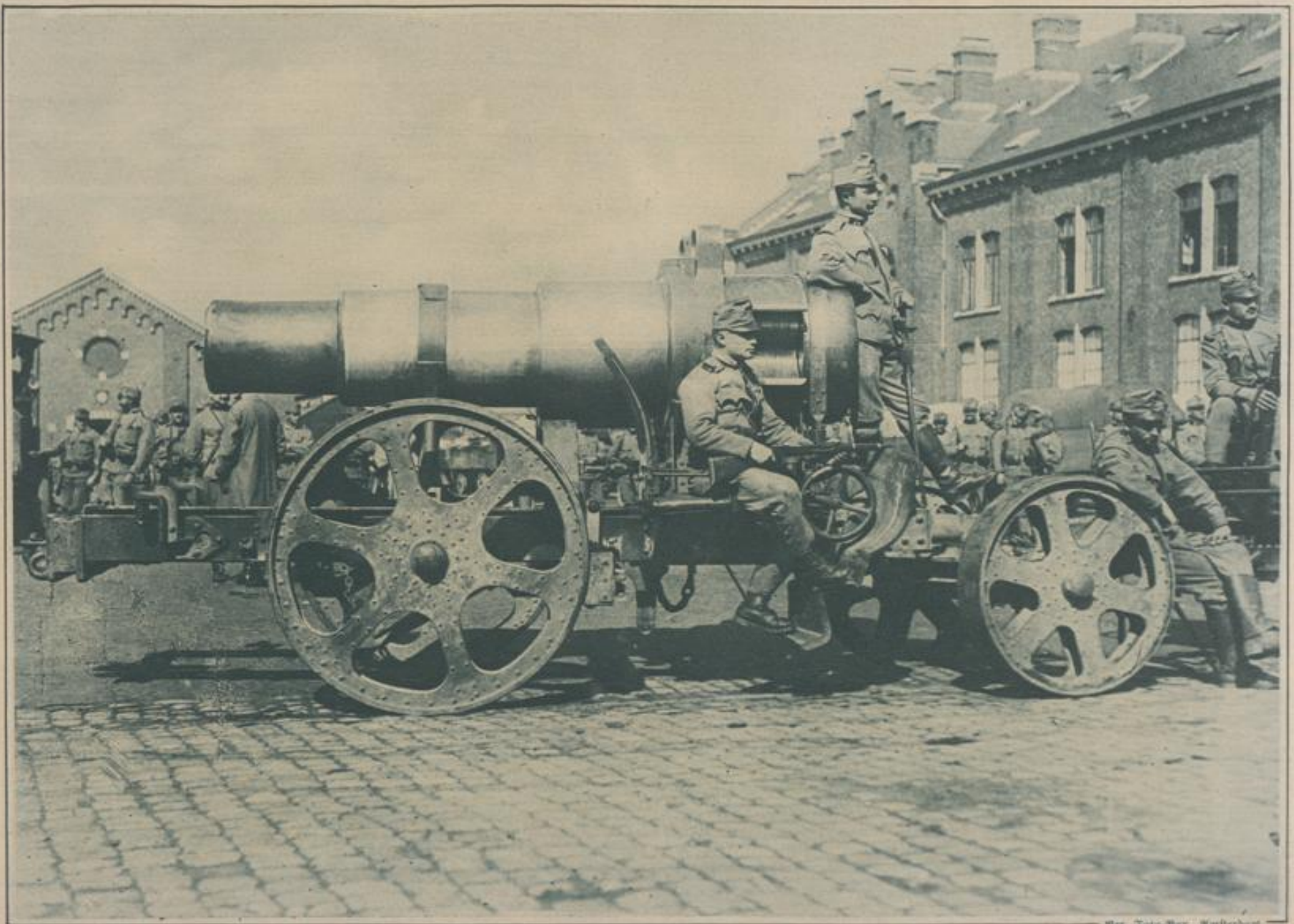
Den alten Wünschel fanden wir erst zwei Tage später mitten im Walde in einem fürchterlichen Zustande. Er war vollkommen irre und sprach immerfort von seinem Sohne, daß er ein braver Soldat sei und einer Verräterei unfähig. Das kam zu Ohren der Behörde und es wurde eine strenge Untersuchung angeordnet. Ich wurde vorgeladen und hielt es für das Beste, die Wahrheit zu sagen, auch die Papiere und Zeichnungen, die ich an mich genommen, als Wahrheitsbeweis vorzulegen. Da kam denn heraus, daß der Duval Spionendienst verrichtete, allerhand Lügen dem Ernst und der Clémence vorgesprochen, ihm die Hand des Mädchens und goldene Berge versprochen hatte, nur um von ihm die Zeichnungen herauszulocken, die in Paris natürlich sehr erwünscht waren. Mein armer Freund war in seiner blinden Leidenschaft der Verführung unterlegen. Zur Ehre des Mädchens muß ich aber sagen, daß sie von den Schlichen ihres Onkels nichts wußte, sondern schließlich doch zu dem hübschen Ernst Zuneigung faßte.

Der alte Wünschel hat lange im Irrenhause gesessen, dann wurde er als ungefährlich entlassen. Er lebt jetzt pensioniert in seinem Hause, sein treues Weib pflegt ihn. Nur darf man auf seine Fragen nicht näher eingehen, er ist argwöhnisch und denkt leicht, man könne von seinem Sohne was Böses wissen. Das Weib, das sie auf dem Kirchhof sahen, ist sicher die Clémence gewesen, sie lebt noch unverheiratet im Nachbardorf und legt manchmal Blumen auf Ernstens Grab. Der alte Wünschel haßt sie natürlich wie die Todsfunde.

So, nun wissen Sie die traurige Geschichte. Reden Sie aber nicht weiter darüber!“



Oesterreichische Belagerungsgeschütze passieren Brüssel.



Oesterreichische schwere Geschütze, mit denen Namur und Maubeuge bombardiert wurden.

Bel. Foto-Bez. Antwerpen.

Der Kirchspielvogt von Schlichtingen

Roman von K. von der Eiden

Nachdruckrecht geschützt durch
Karl Köhler u. Co., Berlin W. 15

(6. Fortsetzung.)

Dann sah er immer wieder Lalls Augen auf sich gerichtet. Die baten mit stummem Blick: Nicht hochmütig sein, Wulff Jessen!

Im Hause bereitete sich etwas vor. Es war wie vor Weihnachten, und doch war es erst Herbst. Es mußte etwas Herrliches, Großes in der Zukunft liegen. Wulff merkte es, ohne daß es ihm jemand gesagt hätte.

Eines Tages sah er Lall, nicht wie sonst, in der gewohnten stillen Freundlichkeit — nein, sie strahlte. Ihr ganzes Wesen jubelte. Ihre Augen hatten einen Glanz, als wäre sie über Nacht Königin geworden. Dies hielt an. Sie war mit einem Schlage aufgeblüht. Auf ihren Wangen lag ein zartes Rot. Sie schmückte sich prächtiger als früher. Nie sah man sie ohne eine Blume im Gürtel.

Auch den anderen Familienmitgliedern schien sich etwas von der Veränderung mitzuteilen. Nuttchen Hellmann war noch nie so verwirrt gewesen. Sie steckte immer mitten in der Arbeit. Selbst Madame entfaltete eine zitzige Geschäftigkeit. Es wurde öfter in die Stadt gegangen. Man brachte mit Paketen beladen heim. Der Vogt erklärte unter heiterem Lachen, er werde nächstens seinen Konkurs anmelden.

Nur Meg blieb sich immer gleich. Sie wickelte ihr Haar noch immer und trug stets weiße Hemdblusen. Sie lernte eifrig Vokabeln und schrieb Worte oder Sätze in ein Heft. Dazwischen arbeitete sie an ihren Stickerien. Die Handarbeiten, die sie anfertigte, waren von entzückender Feinheit und Akkuratheit. Lall meinte, sie würde nie etwas Derartiges fertigbringen.

Dem Vogt ging sie aus dem Wege. Sie fürchtete seine Blicke, seine Stimme und wagte es kaum, ihn anzusehen.

Wulff und Meg standen sich schlecht miteinander. Meg behauptete, er wäre „sehr böse“, und Wulff sagte, er könnte krauses Haar und weiße Hemdblusen nicht aushalten.

Ueber Wulff kam in der letzten Zeit oft eine große Unruhe. Dann war es ihm, als würden die Wände des Amtszimmers zu eng für ihn. Als mühte er hinaus in die Welt. Die alten Träume wurden wieder lebendig. Er hatte sich in diesen Jahren wohl ein paar hundert Mark gespart; aber das war ihm klar, ein Vermögen würde er sich als Schreiber nie erwerben. Einige Male hatte er schon daran gedacht, seine Stellung aufzugeben und in einem kaufmännischen Geschäft Anstellung zu suchen. Aber dann war es ihm wieder, als ob tausend feine Fäden ihn hier hielten, und tausend Fäden wurden eine Kette.

Der Kirchspielvogt hielt viel von ihm und sprach einmal mit ihm über seine Zukunft.

„Ich werde Sie meinem Freunde Köhler vorstellen. Der hat in der Stadt ein ganz bedeutendes Geschäft. Vielleicht weiß der mal etwas für Sie.“

Wulff wurde auch wirklich bei der nächsten Gelegenheit Kaufmann Köhler vorgestellt. Es war ein älterer Herr, der ihn durch seine scharfen Brillengläser aufmerksam ansah.

„Der junge Mann hier ist ein kaufmännisches Genie, Köhler“, sagte der Vogt. „Sie können mal etwas für ihn tun. Freilich augenblicklich ist er mir noch unentbehrlich. Jetzt lasse ich ihn noch nicht fort.“

So blieb es beim Alten.

Es war ein Spätherbsttag, und es fing an zu dämmern.

Wulff hatte angestrengt gearbeitet. Er stand auf und blickte hinaus auf den Moog.

Jetzt war die Aussicht über das Land frei. Die Bäume waren entlaubt, der Garten kahl. Man konnte weit hinaussehen, fast bis zum Horizont, wo sich die Hüfe gleich Schattenbildern vom hellen Himmelsgrunde abhoben. Es war alles still, grau und gespenstisch. Ihn fröstelte, sein Herz war voll Bitterkeit.

Drüben im Wohnzimmer war es heute lustig hergegangen. Er hatte Lachen und Gläserklang bis hierher gehört. Dazwischen hatte Geert Riffens Stimme geklungen. Ja, er wußte, was der wollte. Sie wußten es alle. Das ganze Dorf sprach davon.

Die Tür der Amtsstube ging leise auf. Das war nicht der Vogt. Der kam forscheren Schrittes herein. Lall trat auf ihn zu. Es war lange her, daß sie so ohne weiteres zu ihm hereingekommen war.

„Sie stehen hier im Dunkeln, Wulff?“

„Ich werde die Lampe anzünden.“

„Nein, lassen Sie. Es ist schön, in der Dämmerung zu reden und dabei hinauszusehen.“ Ihre Stimme klang heute wie Musik, wie nach verhaltenem Jubel. „Träumen Sie noch immer von den alten Zeiten, Wulff?“

„Nein“, entgegnete er hart. „Die Vergangenheit dieses Landes ist tot. Sie wird nie wieder auferstehen.“

„O doch. Sie schläft nur. Ach, wenn man sie doch aufwecken könnte!... Wulff“, ihre Augen strahlten ihn durchs Dämmerlicht wunderbar an... „ich will Ihnen etwas anvertrauen. Sie sind mein Freund und sollen es eher wissen als alle andere. Ich heirate Geert Riffen vom Eschenhof.“

„So! Ach!“ Er vergaß, zu gratulieren, wie es sich wohl geschickt hätte.

„Ja, Wulff Jessen, ich werde Bäuerin auf dem Eschenhof, und dann soll die alte Zeit in neuem Glanz aufleben. Es soll ein Leben werden wie einst, da die Dithmarscher Bauern Herren waren. Wir werden Feste feiern, daß es weit ins Land hinein klingt, daß keinem der Gedanke mehr kommt, in der Stadt ließe es sich besser leben. Alle Herzen will ich mir gewinnen. Und meinen Nachkommen werde ich erzählen von dem heiligen Blute, mit dem unser Land gedüngt wurde, von den Männern, die so hart wie Eisen und so edel wie Gold waren. Das neue Geschlecht soll die Scholle wieder lieben lernen, soll stolz und mächtig sein, aber nicht auf sein Geld und nicht durch das Geld.“

„Das wollen Sie fertig bringen?“

„Ja. Glauben Sie nicht, daß ich es vermag? Man kann es, wenn man unter ihnen, mit ihnen lebt, wenn man einer von den ihren ist.“

„Und — deshalb —“

„Nein, verstehen Sie mich nicht falsch. Ich liebe Geert Riffen. Er ist ein einfacher lieber Mensch und ein feiner Weggenosse, und er ist mit mir eines Sinnes. Nein, ohne die Liebe vermöchte ich nichts.“

Wulff wollte etwas entgegnen, aber es blieb ihm in der Kehle stecken. Es kämpfte etwas in ihm, was sich schwer niederringen ließ, und er brachte kein Wort hervor.

Im Geiste sah er Lall, nicht wie sie jetzt war, nein, viel älter, schöner, im Kreise ihrer Kinder. Er sah um sie her alles wachsen, blühen und sich ausbreiten. Ja — sie war zur Königin geschaffen.

Lall suchte seine Hand und fand sie auch.

„Sehen Sie, das wollte ich Ihnen sagen, Wulff. Nicht wahr, Sie bleiben mein Freund? Ich glaube sicher, daß Geert und Sie auch noch Freunde werden. Er ist nicht stolz.“

„Aber ich bin es“, dachte Wulff. Dann sagte er laut:

„Ich bleibe immer Ihr Freund, Lall. Sie können sich fest auf mich verlassen.“

Zwölftes Kapitel.

Lalls Verlobung wurde mit großem Staat gefeiert. Das ganze Dorf war in Aufregung darüber.

Man hatte einen ganzen Wagen voll Blumen dazu aus der Stadt kommen lassen. Jetzt im Winter blühende Blumen und Palmen, die viel Geld kosteten, von denen man nichts essen konnte, und die morgen vielleicht schon verwelkt waren. Es war kaum zu glauben.

Frau Didnal kam. Sie war die gefürchtetste Kochfrau der ganzen Gegend. Bereits am ersten Tage ihrer Ankunft kam Nuttchen mit rotem Kopf aus der Küche gelaufen und getraute sich auch während Frau Didnals Anwesenheit nicht mehr hinein. Sie hatte nur ein klein wenig den Deckel des Suppengröpsens gelüftet und mal hineingeguckt; da hatte die Kochfrau sich das energisch verboten.

John Polizei kam ohne Uniform in seinem schwarzen Beerdigungsrock und weißem Vorhemd. Die gespreizten Finger steckten in groben weißen Baumwollhandschuhen. So war aus dem einfachen Polizisten ein würdevoller Lohndiener geworden. Als er die Braten auftrug, machte er eine so stolze Miene, als kenne er niemanden, nicht einmal Wulff, den er doch für gewöhnlich als Kollegen ansah.

Der Vogt war überall in Küche, Keller und im Speisesaal. Er bestimmte alles, und seinen Anordnungen fügten sich alle.

Oben an der Tafel saß Madame im neuen schwarzen Seidenkleid mit Barbe und Spitzenrüschen. Sie nannte alle Gäste „meine Liebe, meine Gute“, und meinte es auch aufrichtig gut mit jedem einzelnen.

Neben ihr saß Frau Köhler. Das war wieder eine Taktlosigkeit der Frau Vogt. Sie hatte gemeint, ihre Freundin und ihre Schwiegermutter paßten sehr gut zueinander, und das taten sie auch. Aber die anderen Damen sahen scheel und machten ihre Bemerkungen darüber, daß das ehemalige Dienstmädchen obenan zu sitzen kam.

Die Frau Vogt hatte heute entschieden wieder ihren unglücklichen Tag. Man sah es ihr an, daß sie sich in ihrem eigenen Heim heute nicht als Herrin fühlte.

ten. Immerfort hieß es: „Aber Nuttchen, wie siehst Du aus! Nuttchen, das geht doch nicht! Aber Nuttchen!“ Dazu trug sie ein blaugraues Damastkleid mit einer Schleppe, in die sie sich fortwährend verwickelte.

In all dem Wirrwarr stand der Vogt aufrecht mit lächelnder Ruhe. Nicht einen Augenblick ließ er die Pflichten des Gastgebers unbeachtet.

Vollmacht Riffens saßen an der anderen Seite des Brautpaares, Madame gegenüber. Man konnte aus ihren Mienen nicht lesen, ob die Schwiegertochter ihnen willkommen war oder nicht. Sie sahen aus wie immer: satt und zufrieden. Weder Freude noch Verdruss lag in ihren Gesichtern.

Es war ein prächtiges Brautpaar. Lall sah in ihrem elfenbeinfarbenen Kaschmirkleid sehr blaß und doch strahlend schön aus.

Sie nickte öfter zu Meg hinüber. Die kam sich heute ganz verlassen vor. Sie sah zwischen Wulff und Fred. Der war extra zu der Verlobung seiner Schwester von Kiel herübergekommen.

Fred sprach eifrig auf sie ein und sie antwortete wie ein scheues Kind und wandte sich dabei jedesmal an Wulff, ob es auch richtig wäre. Der verbesserte dann ohne eine Miene zu verziehen. Sie vergaß es oft, daß sie Feinde waren, aber er vergaß es nie.

Sie sah gerade unter der Krone. Ihr Haar flammte und flirrte, als ob es Funken sprühte.

Man feierte sie auch. In einem Toast stieß der Kirchspielvogt an auf die Rose von der Distelfinsel.

Nach Tisch spielte sie etwas — ein schottisches Lied — und sang mit ihrer feinen Kinderstimme dazu. Fred stand neben ihr.

„Sie singen schön“, sagte er. „Sie haben Seele.“ Meg wehrte das Lob bescheiden ab. „O, manchmal habe ich gar keine Seele.“

Da lachten alle, und sie machte ein erstauntes Gesicht. Offenbar hatte sie unter Seele etwas ganz anderes verstanden.

Sie sah sich um nach Wulff. Der ließ sie gänzlich im Stich. Er stand hochauferichtet in der Tür. Das Antlitz ein wenig bleich, das dunkle Haar zurückgeworfen. Er sah einem jungen Adler gleich. Auf seinem Antlitz lag ein durchgeistigter Zug. Er träumte.

Eine stolze Frau würde Lall werden auf dem stolzen Hofe Dithmarschens. Ein gesegnetes Geschlecht würde da aufwachsen im Schatten der alten Eschen. Sie war die Frau danach, sich ein Reich zu gründen, und ihren Mann zu einem Fürsten zu machen. Es war recht so, daß sie in den Kreis hineinkam, zu dem sie paßte. Hier konnte sie im Großen wirken, wie es ihrer Natur entsprach. Und sie würde es tun. Die alten Herrenzeiten würden neu aufleben. Weshalb zogen die Bauern in die Stadt? Weil es ihnen zu still auf ihren Höfen war, weil sie nicht wußten, wie sie es anfangen sollten, sich das Leben draußen fröhlich zu gestalten. Nur eines Vorbildes bedurften sie. Es mußte jemand kommen, der den Anfang machte, der alle aufrüttelte. Das würde Lall Hellmann sein.

Er wurde in seinen Gedanken gestört. Das Brautpaar kam auf ihn zu.

„Das ist unser Freund!“ sagte Lall und nickte ihm zu, und Geert Riffen fragte sehr freundlich:

„Kommen Sie nicht bald mal wieder heraus nach dem Eschenhof? Ich würde mich sehr freuen.“

Wulff dankte. Er würde gern kommen. In seinem Innern schwur er, daß es nie geschehen sollte.

Hinter ihm lüchelte es. Fred erzählte Meg eine unglaubliche Geschichte und sie sagte:

„Ich geh lachen.“

Eine Viertelstunde später kam sie Wulff wieder auf der Diele entgegen. Er trat zurück in den Schatten, um sie vorbeizulassen. Er hatte keine Lust, ihr fortwährend in den Weg zu kommen. Wenn er einmal eine Antipathie gegen jemanden gefaßt hatte, war er nicht imstande, sie zu besiegen.

Meg ließ dem Kirchspielvogt, ohne es zu wollen, direkt in die Arme. Der umfaßte sie, flüsterte ihr leidenschaftliche Liebesworte ins Ohr und küßte sie wie ein Wahnsinniger.

Sie entwand sich ihm wie eine Rahe, rang nach Atem und rief dazwischen: „Donnerwetter noch mal, Sie sind sehr böse! Ich geh weinen.“ Mit lautem Aufschluchzen lief sie davon, und ihre Augen waren nachher gerötet und hatten einen scheuen Blick.

Wulff sah und hörte alles. Er sah auch, wie der Kirchspielvogt tief aufseufzte, wie er sich dann in dem großen Dielenpiegel besah, nicht wie ein eitler Geck, nein, wie ein Unglücklicher, dem der Spiegel Schicksal geworden ist, das er angstvoll befragt, ob er wirklich zu alt für ein junges Mädchen ist.



Gezeichnet im Bivak nach einem heißen Kampfe in Lothringen auf erbeutetem französischen Papier für das „Illustrierte Blatt“ von Hans Jacoby.

Wulff war auf Tiefste erschüttert. Wie hatte ihn die Tragödie in des Bogts Ehe so gepackt wie heute. Er hatte immer gedacht, es ginge so hin. Die Ehe würde verlaufen wie hundert andere, aber heute sah er es mit furchtbarer Klarheit: dieser Mann, der auf der Höhe des Lebens stand, gebrauchte eine andere Gefährtin als das einfache Frauchen ihm sein konnte. Aber war Meg Harrison die rechte Gefährtin für ihn? „Nein, nein.“ Wulff war ratlos. Wie würde das enden?

Draußen in der Küche wurde die Verlobung auch nach Kräften gefeiert. Man hatte nach bestem Können von allen Sachen gegessen und getrunken. John Polizei brachte aus seiner Rocktasche zwei Flaschen Rotwein zum Vorschein, die ihm der Bogt zugesteckt hatte. Man trank ihn aus Wassergläsern und die Stimmung wurde recht lustig. John behielt dabei die Weihnachtsmollen an. Obnedem tat er es heute nicht.

Frau Didnat nickte ein wenig ein. Sie war jetzt ganz ungeschicklich. Mäken fing an, englisch zu sprechen, und John meinte stolz, das könne er auch. Er stimmte ein altes Lied an, das er noch von der Dänenzeit her in Erinnerung hatte:

„King Christian stod ved højen Mast.“

Zum Schluß verließ ihn sein Gedächtnis, da klang es aus in:

„Schleswig Holstein, flammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland.“

Als dies geschah, war die Uhr lange nach Mitternacht.

Von der Verlobung im Hause des Kirchspielvogts sprach am nächsten Tage das ganze Dorf. Einige alte Weiber und Kinder hatten unter den Fenstern gestanden und durch die Ritzen der Rollläden geguckt. Sie hatten das Essen austragen sehen, hatten Champagnerpfropfen knallen und die seidenen Kleider rauschen hören.

Man erzählte sich, es sollte drei Sorten Wein in drei verschiedenen Gläsern gegeben haben, dazu Enten und Fisch, Pasteten und Torten und wer weiß was noch. Wie man das alles durcheinander essen konnte, ohne daß einem der Magen zum Kinnstein wurde, war den Leuten unklar. Soviel erfuhr man: mit Fleischballensuppe hatte die Esserei angefangen und mit Käsebutterbrot aufgehört. Dazu hatte alles in Wein geschwommen.

Die Leute machten es noch schlimmer als es war. Wenn es schon so bei der Verlobung herging, wie mochte dann erst die Hochzeit sein? Der Kirchspielvogt mußte

ja grauenhaft viel Geld verdienen, daß er das alles möglich machte.

In der folgenden Woche gab es auf dem Eschenhof eine Nachfeier. Der Kirchspielvogt nahm einen Wagen an und fuhr mit der ganzen Familie hinaus.

Es schien ein großes Fest zu werden. Die Verlobungsfeier spornte zur Nachahmung an. War sie schon da, die glänzende, neue Zeit?

Wie schön! All heute wieder aussah. Sie trug ein prächtiges rotes Seidenkleid, dazu einen schwarzen Federhut. Dann kam Nuttchen. „Aber Nuttchen, so bist Du wirklich unmöglich.“

Nuttchen hatte es satt, in seidenen Kleidern zu gehen. Sie hatte sich ein — nach ihrer Meinung sehr hübsches — helles Wollkleid ausgesucht. Es war nicht mehr ganz modern, dafür puhte sie es fein mit einer blauen Schleife aus.

„Nein, Nuttchen, das geht wirklich nicht.“

So mußte Nuttchen sich denn rasch umziehen und als sie nachher hochrot vor Anstrengung in den Wagen stieg, trug sie wirklich das Staatskleid mit der schrecklichen Schleppe.

„Ich werde gewiß noch mal über ihr fallen, — ganz gewiß.“

Wenn Nuttchen aufgeregt war, sprach sie nicht einmal richtig deutsch.

Wulff sah dem Wagen nach, wie er davon fuhr. Er sah auch die anderen Gäste. Wagen auf Wagen fuhr vorbei.

Bei, wie die alten stolzen Kutschen durch die Straßen rasselten! Die Großkutsche saßen steil wie Hochsäule in ihren Sonntagserden auf den Kutschsitten. Die Adelpferde waren glänzend gestriegelt und trugen feingewichene Geschirre. Von den Insassen sah man nur hier und da in den Fonds ein behäbiges Antlitz.

Die Kutschen führten alle einen Weg und lehrten leer zurück.

Wulff ging ins Büro und vertiefte sich in seine Arbeit. Es war ihm nicht möglich, seine Gedanken an das Papier zu bannen. Im Geiste sah er die große Gesellschaft, sah er Lall neben Geert Nissen. Sie strahlte ihn an mit ihren großen Augen, als hätte sie vergessen, daß es noch andere Menschen gab.

Die andere würde auch dabei sein, die Kleine mit dem schwarzgoldigen Haar. Sie würde wieder mit ihrem hohen Stimmchen unmögliche Züge reden. Keiner würde es ihr verbessern. Alle würden lachen, nur einer nicht. Der liebte sie, der konnte seine Augen nicht von

ihrem Herenhaar abwenden, obgleich jeder Blick und jeder Gedanke Sünde war.

Was geht es mich an! dachte Wulff. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wären die Gedanken lästige Fliegen, die sich mit einer Handbewegung verschrecken ließen. Dann ging er mit zusammengebißnen Lippen an die Arbeit.

Dreizehntes Kapitel.

Draußen erklang die Türklode. Sie klang leise, als ob ein Kind oder ein Bettler eintret. Wulff horchte. Auf der Diele stand jemand und räusperte sich. Schlurfende Schritte näherten sich der Tür. Die Dienstmädchen hatten sich jedenfalls die Abwesenheit der Herrschaft zunutze gemacht und hielten einen Alatsch in der Nachbarschaft. Es kam niemand. Der auf der Diele fing an zu husten und klopfte endlich an die Tür.

Wulff erhob sich.

Vor ihm stand ein alter Bettler. Doch nein — er hatte wohl das Aussehen eines Bettlers, aber er bettelte nicht. Er wies ihm die Tür weisen konnte, trat er ganz nahe an ihn heran und fragte vertraulich:

„Sie sind doch Wulff Jessen vom Talenberg?“

„Wulff Jessen heiße ich. Was wünschen Sie?“

Wulff war einen Schritt zurückgetreten und nahm eine abweisende Haltung an. Er hatte das Gefühl, als müsse er sich wappnen gegen etwas, das ihn bedrohte, als stünde das Elend in eigener Person vor ihm, um ihn herunterzuziehen.

„Ich möchte mal mit Ihnen ein paar Worte reden im Vertrauen.“

Der Alte zwinkerte mit den Augen.

„Was wünschen Sie?“ fragte Wulff noch einmal hart und kurz. Mit Widerstreben ließ er den merkwürdigen Besucher näher treten. Er bot ihm keinen Stuhl. Fast feindselig blickte er auf die jämmerliche Gestalt, die mit dem fahlen Antlitz voller Bartstoppeln und dem kurzgeschorenen Haar etwas Abstoßendes hatte. Er war in seinem Innern fest entschlossen, dem Menschen höchstens zehn Pfennige zu geben.

„Wulff, mein lieber Jung!“

Der junge Mann stutzte. Woher konnte ihn dieser, daß er es wagte, in einem so vertrauten Tone zu ihm zu sprechen?

„Wulff, ich bin doch von Rechts wegen Dein Vater.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Sonntagmorgen auf einem Kriegsschiff.

Obwohl unsere tapferen Kriegsschiffe drauhen ständig auf der Wacht liegen und scharf nach dem Feind auspähen, ist das Leben an Bord im großen und ganzen doch das gewohnte, und wie auch bei unseren Landtruppen der Sonntag nach Möglichkeit geheiligt wird, so gibt er auch dem Leben und Treiben an Bord unserer Kriegsschiffe ein festliches Gepräge. Eine schöne Beschäftigung besteht z. B. darin, in einer stillen Ecke einen Brief an Mutter zu schreiben und seiner Mut über die Engländer schriftlichen Ausdruck zu verleihen. In den Werkstätten wird eifrig an der Herrichtung der Sonntagsgewandung gearbeitet. Hier bügelt eine brave Blaujace ein Paar blütenweißer Beinkleider, dort puht ein Matrose liebevoll seine Extrastiefel und der Leser sieht zugleich in einen der Schrankkästchen hinein, die dem einzelnen Mann für seine Ge-



Ein Brief an Mutter.

räte zur Verfügung stehen. In der Schusterwerkstatt wird noch eifrig geflickt und gehämmert und der Schneider muß noch einige Risse fein sauber verstopfen. In einer andern Ecke hat man's sich nach einem erfrischenden Bad schon gemächlich gemacht, drischt emsig einen Satz, spielt auf dem beliebten Schifferklavier eine trauliche Heimatweise, erzählt sich die neuesten Witze über die Engländer und spricht über die Heldentaten der Schiffe, die schon im Gefecht waren. Die Tat des Unterseebootes 'U 9' hat, wie aus allen Feldpostbriefen hervorgeht, bei der ganzen Flotte ungeheuren Jubel erweckt und den Kampfesmut unserer Blaujacks noch um etliche Grade erhöht. Die Engländer mögen es spüren, was für ein gefährlicher Gegner ihrer harrt, denn sie halten sich ängstlich mit ihrer übermächtigen Flotte im Hintergrund der Gehehnisse.



Die Extrastiefel.



Stat mit Musik.



Beim Fließschuster.



Die Bügelfalle.

Phot. Berliner Ill. Ztg.

Die Feldpostsammelstelle in Berlin.

Man hat das Wort Feldpost in den letzten Tagen mit gemischten Gefühlen ausgesprochen. Ein jeder hatte zu klagen. Man befand sich in einer verzweifelten Situation. Man schickte und schickte und schließlich kamen statt des Dankes lauter wehleidige Karten und Briefe zurück mit der Frage, warum man denn in aller Welt kein Sterbenswörtchen von sich hören lasse. Die Klagen sind schließlich so allgemein geworden, daß die Öffentlichkeit sich der Angelegenheit bemächtigte und um Abstellung der Uebelstände an maßgebender Stelle ersucht hat. Es ergab sich nun bei der Untersuchung, daß die Post ohne weiteres kein große Schuld trug, daß vielmehr die



Die Ankunft und das Auspacken der Liebesgaben.

Aufnahmen ein kleines Bild. Auf der Feldpostsammelstelle in Berlin, die getrennt von dem anderen Postbetrieb errichtet worden ist, herrscht von morgens bis in die späte Nacht ein fieberhaftes Leben und Treiben. In wenigen Stunden sammeln sich hunderte von großen Säcken an und ununterbrochen gehen die Wagen zu den Bahnhöfen. Daß oft die Absender nicht unschuldig sind an den Verzögerungen, die ihre Sendungen erleiden, beweist unser Mittelsbild. Täglich müssen ganze Körbe voll Zigarren und Wollpakete umgepackt bzw. neu eingepackt werden, weil die Waren schon auf dem kurzen Wege bis zur Berliner Sammelstelle aus der Umschul-



Die Buntbeschriftung für die Feldpostfächer.



Das Umpacken bei der Einlieferung.



der zahllosen schon beschädigten Pakete.

Das Sortieren in Körbe.

Ungunst der postalischen Umstände die Verzögerungen verursacht hatte. Man soll daher nicht ungerecht sein, soll sich auch einmal die Unterschiede gegen 1870, wo die Post glänzend funktionierte, klar machen. Jetzt sind über vier Millionen Soldaten im Feld, die ständig ihre Standorte wechseln. Natürlich bleibt immer noch ein Rest von Vorwürfen zurück, die man zu erheben berechtigt ist. Es hätte eben im Frieden schon der Feldpostdienst völlig neu organisiert werden müssen. Jetzt ist das natürlich schwer nachzuholen. Daß alle Versuche zu einer Abhilfe gemacht werden, ist ja selbstverständlich. Unser Vertrauen in die Post ist trotz alledem das gleiche geblieben. Von der Unsumme der einlaufenden Postfächer geben unsere



Die Verteilstelle.

Phot. Krebs, Berlin.

herausgefallen sind. Daß gerade Zigarren bei solchen Zwischenfällen nicht besser werden, dürfte einleuchten. Auch Verwechslungen sind natürlich bei einem solchen Massenbetrieb nicht ausgeschlossen. Es empfiehlt sich daher dringend — die Post hat das amtlich auch schon erklären lassen — alle Paketchen sauber und fest zu verpacken und gut mit Bindfäden zu umschließen. Wenn es dann trotzdem etwas lang dauert, bis der Angehörige draußen im Felde seine Liebesgaben empfängt, so kann es auch nichts schaden, wenn der Zuhausebleibende ein wenig Geduld übt; denn die Schwierigkeiten, welche die Post augenblicklich zu überwinden hat, sind außerordentlich groß.



Auf der Wacht!

Phot. K. Henrich, Kiel.

Ein Dampfschiff überbringt unseren Kriegsschiffen, die draußen auf hoher See liegen, die Post.

SCHWARZE PERLEN

Kriminalroman von August Weiß

(6. Fortsetzung.)

„Ja, Herr Kommissär, ganz genau. Der Herr ist daherkommen, hat si a paar mal umg'schaut, is zum Fenster g'gangen, hat einig'schaut, lang einig'schaut, und is dann weitergegangen. Das is alles!“

„Und in diesem Augenblick kam die Frau Baronin zum Fenster?“

„Ja, das heißt nüt grad in dem Augenblick. Der Herr war schon a Stückel weiter, wie die Frau Baronin sich herausbeugt und ihm nachg'schaut hat.“

Sie, Rohwiegler, warum sagen Sie denn immer: Herr?“

„Weil's a Herr war.“

„Haben Sie ihn in der Dunkelheit erkannt, wissen Sie, wer es war?“ fragte der Kommissär gespannt.

„Er is ja gleim an mir vorbei, freilich hab' i ihn erkannt! Der junge Herr Baron war's, der neben mein' Herrn wohnt!“

„So, so!“ nickte Doktor Burmser und nahm wieder seine Notizen zur Hand.

Dieser Baron Franz Rodenstein wurde auch vom Oberleutnant Baron Walden später unten im Park gesehen. Und als er kam, war sein Hemd voll Spinnweben. Da mußte man jedenfalls die Augen offen halten und auch nach dieser Richtung hin einmal scharf ausbliden.

Noch etwas, Rohwiegler: Sie erwähnten vorhin, daß Sie, als Sie mit Willi vor dem Hause auf und ab gingen, wieder von jemand gestört wurden. Können Sie sich an diesen Mann erinnern?“

„Na, Herr Doktor. Wie die Willi Schritt' g'hört hat, hat i mi glei weggog'n.“

„Aber Sie werden sich vielleicht erinnern können, woher die Schritte kamen?“

„Das wohl. Aus der Allee herauf, direkt auf 's Haus zu.“

Doktor Burmser erhob sich. Auch Rohwiegler stand auf.

„Sie, Rohwiegler, haben Sie auch auf alles, was ich Sie gefragt habe, die Wahrheit gesagt?“

„Meiner Seele, i hab' nüt g'log'n! Warum sollt' i denn? I hab' ja nüt Schlecht's tan!“

Doktor Burmser winkte dem Agenten.

„Der Rohwiegler kann jetzt in den Stall hinter oder wohin er will.“ befahl er.

Thomas verließ die Bibliothek.

„Führen Sie jetzt die Willi Rohwiegler herein!“

Das Mädchen erschien in ziemlicher Aufregung.

„Ich hab' gar nüt tan, Herr Doktor!“ sagte sie sofort beim Eintritt.

Doktor Burmser blickte das Mädchen scharf an und sagte: „Also, vereinfachen wir die Sache. Nach dem Geständnis Rohwieglers sind Sie gestern Abend mit Rohwiegler zusammengekommen und flüchteten, als Sie gestört wurden, in den Garten hinab, wo Sie meine Leute fanden. Ist das richtig?“

„Ja, Herr Doktor, dös is scho richtig,“ antwortete das Mädchen. „Aber da is nüt Schlecht's dabei. Der Rohwiegler is nämlich aus meiner Heimat und da hab' i von ihm hören wollen.“

„Das weiß ich schon alles!“ unterbrach sie Burmser. „Sagen Sie mir lieber, als der Baronin von Johann der Schmutz aus der Stadt gebracht worden war, haben Sie der Frau Baronin den Schlüssel zur Kammer gebracht?“

„Ja, den hab' ich ihr bracht.“

„Da haben Sie den Schmutz? Und auch, wo er vergraben wurde?“

„Ja — ich war noch im Zimmer,“ erklärte das Mädchen freimütig.

„Warum hat Sie denn das interessiert?“ fragte Burmser.

„Mein Gott — interessiert hat 's mi ja nüt. Es war halt a schönes Stückel — und hat mir g'fall'n. Da bin i halt steh'n geblieben — und hab' zug'schaut — wie die andern.“

Das Mädchen brachte diese Worte mit einer so ungekünstelten leichten Verlegenheit vor, daß Doktor Burmser in seiner Meinung, Willi könnte an dem Diebstahl beteiligt sein, zu wanken begann.

„Sagen Sie, Willi, der Thomas hat erzählt, daß Sie, als Sie vor dem Hause spazieren gingen, in den Garten hinab flohen, weil plötzlich ein fremder Herr die Allee heraufkam. Können Sie sich erinnern, wer das war?“

„Herr Doktor, finster war's,“ meinte Willi, „und man hat nüt viel g'seh'n. I hab' g'schaut, daß i weiterkomme, wegen 'n gnädigen Herrn.“

„War's vielleicht der junge Herr Baron?“ unterbrach sie der Kommissär.

„Der könnt's schon g'weisen sein,“ sagte das Mädchen. „Das Gesicht hat ma nüt seh'n können, weil 's in

der Allee so finster war. Aber wie er daherkommen is — mögli war's schon! Groß und schlant war der Herr — aber bestimmt weiß ich's net. Wie mir der Thomas später g'sagt hat, daß er dem Herrn Baron schon einmal begegnet is, hab' i denkt, er is 's wieder g'wesen. Aber, wie g'sagt, schwören kann i nüt drauf!“

Somit war aus dem Mädchen nichts herauszubringen, was nicht schon Thomas erzählt hätte. Nach einer Viertelstunde entließ der Kommissär Willi.

Und mit ärgerlichen Falten auf der Stirn erhob sich der Kommissär, als ihm gemeldet wurde, daß ihn der Hausherr im Frühstückszimmer erwarte.

IX.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche, Herr Doktor, aber diese kleinen Details interessieren mich nicht. Ich kann mir noch immer kein Bild machen. Sagen Sie mir einmal klipp und klar, wie die Angelegenheit steht.“

Der alte Baron sprang ärgerlich auf und begann mit großen Schritten im weiten Frühstückszimmer auf und ab zu gehen.

„Darf ich ganz offen sein, Herr Baron?“ fragte Burmser.

„Natürlich! Sie dürfen es nicht nur sein, sondern ich bitte dringend darum.“

Der Kommissär sah den Hausherrn seit an und antwortete in bestimmtem Tone: Der Diebstahl kann nur von einer Person verübt worden sein, die mit den Gewohnheiten und Vertiklichkeiten dieses Hauses vollständig vertraut ist.“

„Das heißt mit anderen Worten, von jemand, der unter meinem Dache wohnt?“

„Ja!“

„Die wenigen Leute, die dabei in Betracht kommen,“ fuhr der alte Herr erregt fort, „haben Sie selbst einvernommen und deren Zimmer durchsucht. Und haben doch nichts gefunden!“

„Sie haben mich nicht aussprechen lassen, Herr Baron,“ entgegnete Doktor Burmser. „Die Person, die den Diebstahl verübt hat, ist nicht nur ein Hausgenosse, sondern jemand, der genau wußte, wo der Schmutz vergraben war, und auch den Mechanismus des geheimen Faches genau kannte.“

Der alte Herr blieb am Fleck stehen.

„Sie, Doktor!“ kam es hart, fast drohend von seinen Lippen, „da kommen folgende Personen in Betracht:

Ich, meine zwei Gäste und Willi. Denn Johann hatte bereits das Zimmer verlassen."

"Sehr richtig!" antwortete der Kommissär gelassen. Das stolze Gesicht des alten Aristokraten wurde noch hochmütiger. Alle Jovialität und Bonhomie waren daraus verschwunden.

"Wenn ich Sie recht verstehe, finden Sie den Verdacht gegen Willi jetzt unbegründet?"

"Vollkommen unbegründet!" antwortete Doktor Wurmser. Das Mädchen liegt außer aller Kombination.

"So! Den verdächtigen Sie also dann? Daß ich den Diebstahl begangen habe, werden Sie wohl nicht annehmen, hoffe ich!"

"Wo denken Sie hin, Herr Baron!"

Dann bleiben aber nur meine zwei Gäste übrig! Und ich bitte Sie, nimm mehr mit Ihren Kombinationen möglichst vorsichtig zu sein. Der eine dieser beiden Gäste ist mein Neffe Franz Freiherr von Rodenstein auf Hohenbrunn, und der andere ist ein tadelloser, ehrenwerter Offizier, der Sohn meines Jugendfreundes, Leo Walden, Freiherr von Rabenstein. Diese beiden Herren, Herr Doktor, sind die Sprößlinge uralter Geschlechter. Herren, für deren Ehrenhaftigkeit und Ritterlichkeit ich bürgen! Das gebe ich Ihnen zu bedenken, bevor Sie weiter sprechen."

Der alte Herr hatte sich in ein Pathos hineingesprochen, das jedem seiner Worte besonderes Gewicht verlieh.

Die Aufregung des Barons machte auf den Kommissär keinen Eindruck. Er zuckte höflich und bedauernd mit den Achseln, verneigte sich und antwortete:

"Ich habe nur Tatsachen vorgebracht und logisch gefolgert."

"Sie bleiben also dabei?" fuhr der alte Herr wieder auf.

Mit einer etwas heftigen Bewegung stieß er einen Stuhl zurück und setzte sich dem Kommissär gegenüber nieder.

"Herr Doktor," begann er in resolutem Tone, "lassen wir die Wortspielerei! Sagen Sie mir jetzt unumwunden, wen Sie des Diebstahls verdächtigen?"

"Herr Baron," antwortete Doktor Wurmser, und eine leichte Verlegenheit brückte sich in seinen Mienen aus, "Sie fordern von mir zu viel — ich habe — noch kein Recht —"

"Herr Kommissär," unterbrach ihn der Hausherr, "ich sehe es Ihnen deutlich an, daß Sie einen bestimmten Verdacht gefaßt haben. Also heraus damit!"

Doktor Wurmser zögerte einen Augenblick, dann sagte er:

"Es ist vielleicht im Interesse einer gedeihlichen Arbeit besser, wenn ich mit Ihnen offen spreche. Nur muß ich Sie bitten, über meine Äußerungen vorläufig Stillschweigen zu bewahren, sie als vertrauliche Mitteilungen hinzunehmen."

"Meiner Discretion können Sie selbstverständlich versichert sein, aber, bitte, kommen Sie zur Sache!"

"Wie gesagt, läßt sich jetzt nur durch Kombination die Mordlichkeit der Täterchaft eines bestimmten Menschen annehmen —"

"Und der ist?"

Mit allen Vorbehalten, die ich früher vorbrachte, neige ich zur Ansicht, daß Ihr Neffe, Baron Franz Rodenstein, an dieser Schmutzaffäre beteiligt ist."

Der alte Herr war aufgesprungen und blickte den Kommissär mit zusammengezogenen Brauen an. Sein Mut war ihm ins Antlitz geschossen. Dennoch suchte er sich zu beherrschen.

"Hm!" machte er. "Die Wahl war ja natürlich nicht groß. Also, warum gerade mein Neffe?"

"Erstens war Ihr Neffe zugegen, als der Schmutz gebracht wurde, nicht wahr?"

"Das haben wir ja schon ein paarmal festgestellt. Was folgern Sie daraus?"

Doktor Wurmser ließ sich durch den aufgeregten Ton des Barons nicht beirren. Gelassen fuhr er fort: "Er mußte also, daß sich das wertvolle Stück im Hause befand."

"Selbstverständlich mußte er es!" antwortete der alte Herr, der seine Aufregung kaum beherrschen konnte. "Das ist ja kein Geheimnis. Und?"

"Ihr Neffe stand dabei, auch als die Baronin den Schmutz in das geheime Fach legte."

"Ja, ja — auch das ist richtig."

Und wieder Ihr Neffe war es, der sich, wie mir Ihre Tochter erzählte, den Mechanismus genau erklären ließ und selbst einmal den Versuch machte, das Fach zu öffnen und zu schließen."

Der alte Herr nickte bloß. Es war ihm gelungen, seine Aufregung niederzukämpfen. Mein Gott, der Beamte wollte ihn ja nicht beleidigen. Er tat ja nur seine Pflicht.

Daß es ihn furchtbar traf, indem er einen seines Namens des Diebstahls verdächtigte, nein, eigentlich bejahte er das. Das konnte er ja nicht wissen.

"Daraus folgt," fuhr der Kommissär fort, "erstens, daß Baron Rodenstein den Aufenthalt des Schmutzes genau kannte, zweitens, daß er mit dem Mechanismus des geheimen Faches genau vertraut war."

"Alles, was Sie bisher gesagt haben, entspricht den Tatsachen," sagte der alte Herr in merklich gedrücktem Tone, "nur muß ich Ihnen bemerken, daß — ich will damit keinen Verdacht ausgesprochen haben — der

Herr Oberleutnant über diese Dinge ebenso informiert war wie mein Neffe."

"Allerdings. Nur kommen bezüglich des jungen Barons noch folgende Momente in Betracht: Während des Nachmittags entfernte er sich plötzlich vom Tisch —"

"Ja, erlauben Sie — das ist doch kein belastendes Moment! Er verließ das Speisezimmer nur, weil er sich unwohl fühlte."

"Ja, so sagte er. Das kann aber auch nur eine geschickte Ausrede gewesen sein, nicht wahr? Denn er motivierte damit nicht nur sein plötzliches Verschwinden, sondern beugte auch gleichzeitig einer Mißdeutung seines Aufenthaltes im Park vor. Er sagte ja selbst, er werde frische Luft schöpfen gehen."

"Also so fassen Sie die Sache auf!" sagte der Baron kleinlaut.

"Nun wissen Sie ja, Herr Baron," setzte der Kommissär fort, "daß sämtliche Fenster gegen den Park zu offen standen. Wenn also der Baron irgend etwas beabsichtigte, so mußte er, um nicht überrascht zu werden, warten, bis alle im Hause schliefen. Tatsächlich wurde der Baron in einer verdächtigen Weise vor dem Fenster des Boudoirs gesehen."

"Ja, ich erinnere mich, meine Tochter erwähnte, daß sie Schritte auf dem Kies gehört hat."

"Dazu kommt, bemerkte Wurmser, daß Willi und Thomas, als sie spazieren gingen, den Baron erkannten. Damit ist erwieien, Herr Baron, daß sich Ihr Neffe vor jenem Fenster gerade zu einer Zeit aufhielt, als der Diebstahl verübt wurde."

"Bleibt?"

"Das Paar kam erst zusammen, nachdem die Baronin in die Bibliothek gegangen war, also nach elf Uhr. Zwischen elf und zwölf Uhr muß aber der Schmutz entwendet worden sein!"

Der Baron begann wieder im Zimmer auf und ab zu gehen. Er war furchtbar aufgeregt. Man konnte sehen, wie ihn die ganze Angelegenheit ergriff. Nicht nur, daß ein wertvoller Schmutz, der eigentlich nicht einmal ihm, sondern dem jeweiligen Majorats Herrn gehörte, entwendet worden war, sondern diese verteilte Polizei brachte jetzt auch noch seinen Neffen mit dem Diebstahl in Verbindung. Und wenn sich die Sache wirklich so verhielt, so mußte das einen furchtbaren Skandal geben. Es war nicht auszubedenken.

"Geseht den Fall, Sie hätten recht," sagte er, "wie stellen Sie sich vor, daß mein Neffe den Schmutz entwendet hat?"

Der Kommissär zuckte bedauernd mit den Achseln.

"Vorläufig ist ja das eigentlich nebensächlich. Wichtiger wäre, festzustellen, warum Ihr Neffe es getan hat. Kennen Sie die Vermögensverhältnisse Ihres Neffen genau?"

Der alte Herr zuckte mit den Achseln.

"Genau wohl nicht" — antwortete er — "mein Neffe ist zwar nicht reich, aber wohlhabend."

"Hat er Passionen?" fragte der Kommissär.

"Er ist ein sehr strebsamer, ziemlich nüchterner Mann, lebensklug und ehrgeizig. Früher einmal hat er gespielt, hoch sogar, aber ich glaube, er rührt jetzt keine Karte mehr an."

"So so... Er spielt also?" — murmelte der Kommissär.

"Er hat gespielt," betonte der Baron.

"Na — das ist das selbe."

"Sie mögen eine große Erfahrung haben, Herr Doktor," sagte der Hausherr, "und es liegt mir fern, Sie irgendwie beeinflussen zu wollen, aber ich versichere Ihnen als Mann von Ehre, daß ich nicht das geringste Motiv für eine derartige Handlung bei meinem Neffen finden kann."

"Ja — vielleicht irre ich. Jedenfalls wird es die Zukunft lehren!"

Arm in Arm gingen zwei leichte Gestalten die schattige Allee hinab, zu dem Platz unter den uralten Linden, an dem die Baronin am vorangehenden Abend die Zusammenkunft hatte. Es waren Mary und die Tochter des alten Kastellans, Leni Jöllner, richtig Helene Jöllner, die Jugendgepielin der Baronin, die vertrauteste Freundin seit deren Kindheit. Die beiden Frauen lenkten ihre Schritte zu der Bank unter den Linden.

Träumerisch blickte die Baronin in das hellgrüne Blätterdach über ihrem Haupte.

"Also, Du liebst ihn, Hella?" fragte sie und sah ihre Begleiterin lächelnd an.

Das junge Mädchen nickte ein paarmal energisch mit dem Kopf und errödete.

"Und seid ihr schon einig? Hat er sich erklärt?"

"Ja, Mary. Vorgefunden war er bei uns, als der Vater weg war. Da hat er mir seine Liebe gestanden."

"Meinen herzlichsten Glückwunsch, Kind! Gott gebe, daß Du in Deiner Ehe glücklicher wirst, als ich es war! Willst Du mir nicht verraten, wie er heißt? Kenne ich ihn?"

"Vielleicht! — Möglich, daß Du ihn zufällig irgendwo getroffen hast, drüben in Baden oder in Rottmünster. Er ist Polizeibeamter."

"Polizeibeamter?"

"Vielleicht hast Du schon von ihm gehört. Er heißt Wurmser."

"Wurmser? Doktor Stephan Wurmser?" fragte die Baronin überrascht.

"Ja. Wie so kennst Du seinen Taufnamen?" fragte Helene erstaunt.

"Weißt Du, wo sich dieser Herr Doktor jetzt befindet?"

"Nein, Mary. Wie sollte ich das wissen?"

"Du kleiner Strid Du! Sag' die Wahrheit! Warum bist Du heute plötzlich herübergekommen? Du weißt wirklich nicht, wo sich jetzt dieser Doktor Wurmser aufhält?"

"Ich schwöre Dir, ich habe seit vorgestern nicht mit ihm gesprochen. Ich weiß es wirklich nicht. Wo soll er denn sein?"

"Wo? Da schau einmal hinunter!" rief Mary mit hellem Lachen.

Vom Hause her kam durch die Lindenallee der Polizeikommissär Doktor Stephan Wurmser schnellen Schrittes auf die Damen zu.

Hella glaubte ihren Augen nicht trauen zu können. Eine warme Röte überzog die Wangen des lieblichen Mädchens, und die dunklen Augen strahlten dem jungen Mann entgegen.

Doktor Wurmser trat auf die Damen zu, verbeugte sich vor der Baronin, die ihm lächelnd die Hand entgegenstreckte, und sagte:

"Vorstellen brauche ich wohl nicht. Die Herrschaften kennen ja einander bereits."

Das blütenfrische Gesicht des jungen Mädchens färbte sich rot, als es dem geliebten Mann die Hand reichte.

"Ich bin sehr angenehm überrascht, Sie hier zu treffen, Fräulein Hella!" begrüßte er Hella lächelnd.

"Nur nicht so förmlich, lieber Doktor!" fiel ihm Mary ins Wort. "Vor mir brauchen Sie sich nicht zu verstellen. Hella und ich sind seit frühester Kindheit vertraute Freundinnen. Ich weiß alles. Genieren Sie sich nicht. Geben Sie ihr einen Kuß! Ich werde mich vorstellen, damit man es von der Allee aus nicht sieht!"

"Aber Mary!" wandte Hella in tödlicher Verlegenheit ein.

"Wenn Du nicht willst, bitte!"

Das Glück, das aus dem Anblick ihrer Freundin strahlte, ließ Mary die eigenen Sorgen einen Augenblick vergessen.

"Sehen Sie sich her zu uns, Herr Doktor! Nicht hierher — auf die andere Seite, zu Hella natürlich!"

Der Doktor folgte bereitwillig der Aufforderung der Baronin. Die Hände der jungen Leute fanden sich zu herzlichem Druck, was Mary selbstverständlich nicht bemerkte, da sie in die entgegengesetzte Richtung blickte, um das Paar nicht zu stören.

(Fortsetzung folgt.)

Feldpost - Briefe
Schokolade u. Pfefferminz
80 Pfg.
Gebr. de Giorgi
Frankfurt a. M.
Liebfrauenstraße 3.

Nach meinem Tod!
Anmeldung für die Angehörigen mit Vordruck je nach Bestimmung auszufüllen. Die Ausfüllung eines solchen Bäckelchens gehört zu den Pflichten eines jeden Erwachsenen.
Preis 1 Mark
Wilhelm Böttel
Frankfurt a. M., Goethestr. 25.

Der große Krieg.

Eine Chronik von Tag zu Tag.

Urkunden, Depeschen und Berichte der Frankfurter Zeitung, Frankfurt a. M.

Alle 14 Tage ein Heft. Preis 40 Pfennig das Heft.

Ab 1. Oktober in Deutschland durch die Post zu beziehen.
Preis: 80 Pfennig monatlich für 2 Hefte oder 2.40 Mark vierteljährlich für 6 Hefte. ::

Bestellungen nehmen entgegen alle :: Postanstalten in Deutschland. ::
Mit dem Anfang Oktober erscheinenden Heft III beginnt die Veröffentlichung unseres reichen Materials an Karten und Planstücken der Kriegsschauplätze und wichtigsten Einzelaktionen.

Von den Zurückbleibenden.

Von Rudolf Schwarzlopf.

Mutter.

Sie hat vier Söhne. Alle vier sind im Feld. Ob sie wiederkehren? Ob sie bleiben? Tag und Nacht denkt sie an nichts anderes. Aber man merkt es ihr nicht an. Wie als ob nichts geschehen wäre, geht sie ihrer Arbeit in Haus und Küche nach, ja, fast scheint es, als wäre sie heiterer als sonst. Das Dienstmädchen sagt es und alle, die mit ihr in Berührung kommen. Auch die kleine Frau aus dem dritten Stock, die oft zu ihr herunterkommt, um ihr ein wenig Gesellschaft zu leisten. „Rein, wie Sie es tragen,“ sagt die kleine Frau, „so leicht, so gern. Ich, wenn ich hätte einen Sohn hergeben müssen.“ Die Ältere lächelt: „Na, na, wer weiß! Bis zum nächsten Krieg sind Sie vielleicht auch so weit!“ Die kleine Frau errötet; ihre Ehe ist kinderlos, und sie leidet darunter, obwohl sie zu keinem davon spricht. „Ich komme bald wieder,“ sagt sie und geht. Aber wie sie wiederkommt, ist die alte Dame nicht mehr heiter. Der jüngste Sohn ist gefallen, der älteste schwer verwundet. Und nun folgt eine Hiobspost der anderen. Die Ärmste! Vier Söhne, und alle tot! sagen die Leute im Hause. „Und wie schwer sie es trägt!“ Sie trug es auch schwer und war nicht zu beruhigen, so viel Mühe sich auch alle gaben, allen voran die kleine kinderlose Frau aus dem dritten Stock. „Meine Jungen, meine armen lieben Jungen!“ schluchzte die verzweifelte Mutter. Es war entsetzlich, diesen Jammer mit ansehen zu müssen. Aber die kleine Frau aus dem dritten Stock hielt aus. Und gegen Abend, als die schluchzenden Schreie der unglücklichen Freundin in ein stilles Weinen übergegangen waren, da sagte sie leise

und stöhnend, wie verschämt: „Gnädige Frau, Sie haben sie doch wenigstens gehabt, Ihre vier Jungen; aber was soll ich sagen?“ Da begann sich die Mutter von vier toten Helden darauf zu bejammern, daß sie auch jetzt, auch jetzt noch reicher war als manche andere. Und unter ihren Tränen lugte ein schmerzliches, aber unsäglich stolzes Lächeln hervor, während sie die kinderlose, die hallos zu weinen anfang, tröstend umarmte. . . .

XX

Der Dichter.

Er pflegte im Kaffeehaus unter einem großen Spiegel zu sitzen, einen Kaffee nach dem anderen zu trinken und ungezählte Zigaretten zu rauchen. Er hatte einen großen Anhang, der abgöttisch zu ihm emporblickte, und die Redaktionen der großen Blätter druckten gerne seine Gedichte, in denen ein trotz mancher Gesuchtheit starkes Pathos vibrierte. Nicht nur seine Anhänger erwarteten daher von ihm, als der Krieg ausbrach, daß er sozusagen der literarische Feldherr der großen Zeit sein würde. Aber er blieb stumm. Und als eine Redaktion ihn um Kriegsgedichte anging, schrieb er zurück: „Jeder pommerische Bauernjunge, der gerade Glieder hat, ist jetzt ein größerer Dichter als der Größte unter uns, denn er ist Mitautor unserer Siege. Was sind Verse gegen Augen, Worte gegen Taten? Wir wollen schweigen und dem ehrenen Schritt der Weltgeschichte lauschen, die jetzt in Ost und West marschiert. Diese Zeilen sollen das Letzte sein, was ich, eh' wieder Friede wird, zu Papier bringe.“ Dieses Versprechen, soviel Poese auch darunter verborgen liegen mag, hat er bis jetzt gehalten. — Möchten sich andere, noch weniger Berufene, auch solche Versprechen leisten.



Phot. Seanecke, Berlin.

Wilhelm v. Chelius, ein Patenkind des Kaisers, Leutnant der badischen Leibdragoner, ist im Alter von 25 Jahren vor dem Feinde gefallen. Seine vor kurzer Zeit erfolgte Vermählung mit Frä. v. Jühewitz war ein Ereignis der Berliner Saison.



Phot. Stramer, Berlin.

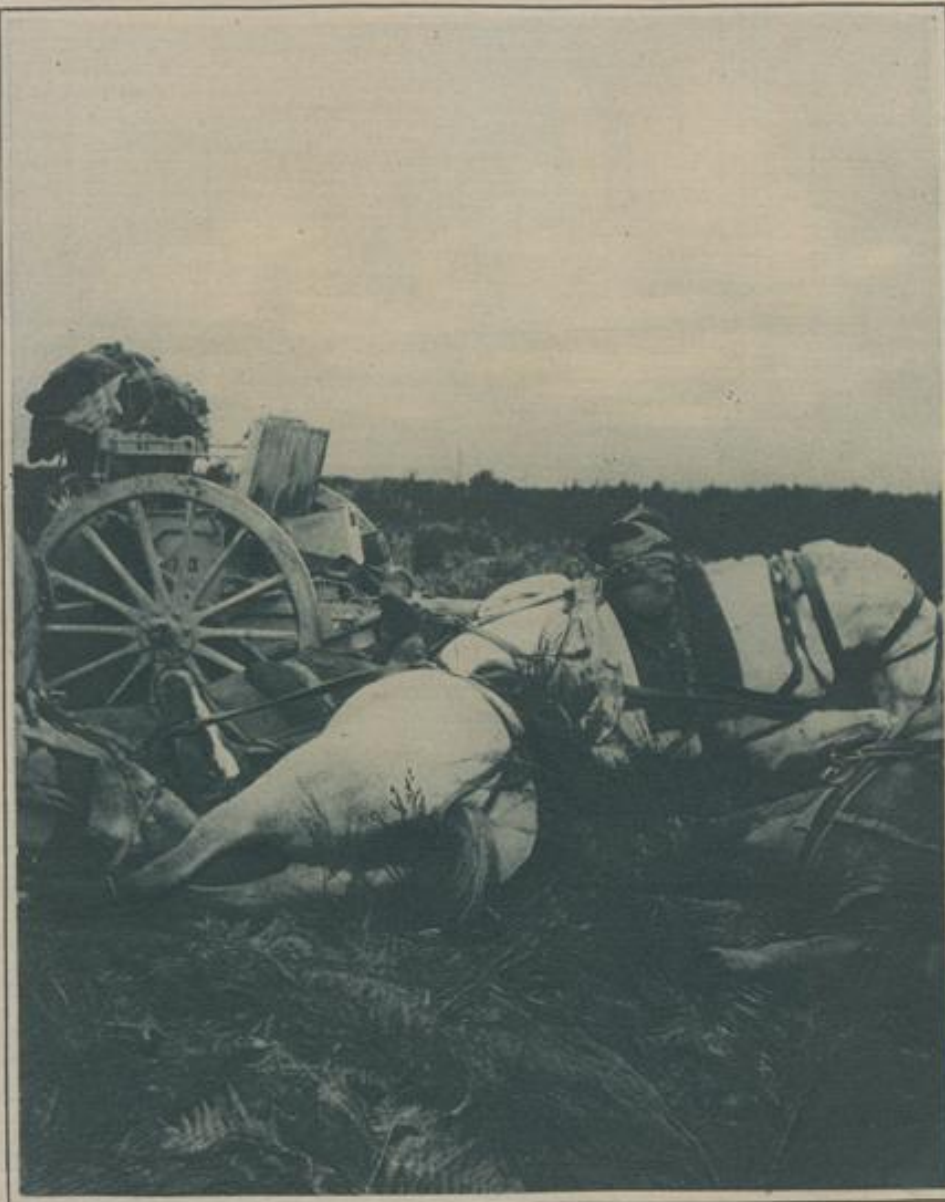
Landsturmmänner, die eine Bahnstrecke in Feindesland bewachen, haben in ihren Ruhestunden eine Strohpyramide, einen davonlaufenden Franzosen, fabriziert, der seine Sachen fortgeworfen hat.



Phot. Gehr. Gaeftl, Berlin.

Eine berittene, üppig scierte englische Krankenpflegerin im Felde — offenbar eine Art Kriegsspielerin, die zu dem furchtbaren Ernst des Krieges in schneidendem Gegensatz steht.

Vom französisch-belgischen Kriegsschauplatz.



Tote Bespannung.

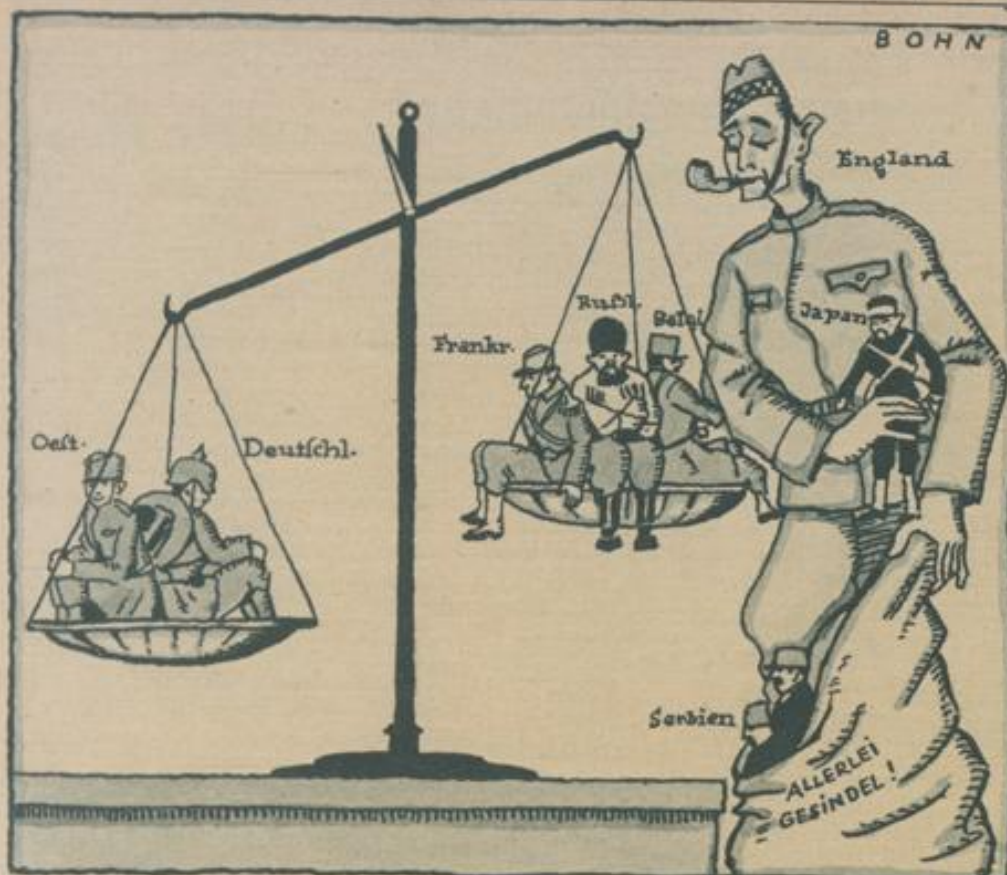


Kurze Rast deutscher Truppen im Westen.



Freiherr von der Goltz, der Gouverneur von Belgien, nimmt nach einer militärischen Besichtigung Meldungen von den Kampfplätzen entgegen.

Phot. Berliner Ill.-Bl.



GOD DAMN ☆ DA MUSS NOCH VIEL HINZU/BIS
DIE BEIDEN DAS ÜBERGEWICHT VERLIEREN ☆ ☆



Indes in Frankreich seine Söldnerheere
Voll Schrecken stießen vor dem deutschen
Schwert,
Kraht fluchend der Beherrscher aller Meere,
Zusammen, was ihm blieb an Geldeswert.

Und sieht entsetzt, daß nicht allein Millionen
Erprobter Krieger Deutschland schickt in's
Feld,
Daß auch daneben mit den Doppelkronen
Bei unserm Michel es gar gut bestellt.

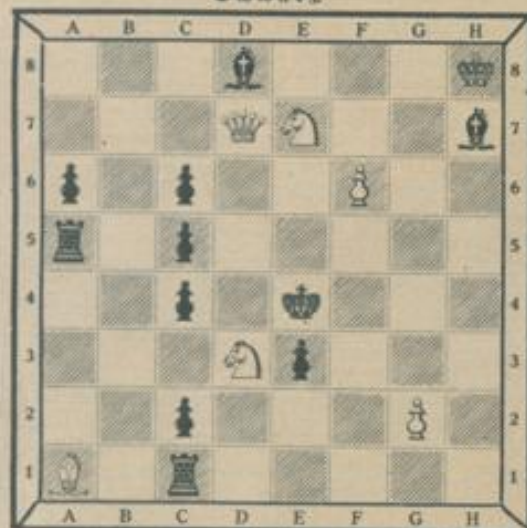
„Ich seh“, meint Michel frohgelaut und bieder,
Und streicht sich den patronenschweren Bauch,
„Dein Beutel ist so dünn wie deine Glieder,
Und dünn und kniffrig ist die Seele auch!“

P. J.

Schach.

Bearbeitet von J. Nizles.

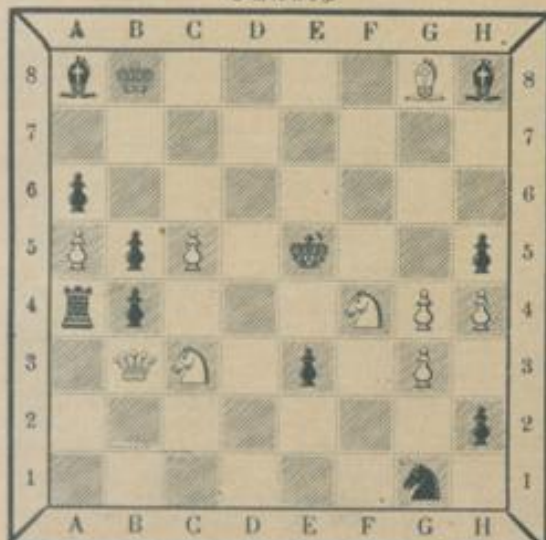
Aufgabe Nr. 9.

Von J. Jelsperien t.
Schwarz.

Weiß.

Matt in zwei Zügen.

Der Verfasser der obigen und der nachstehenden Aufgabe, Carl Lorenz Jelsperien, ist leider am 7. August in Svendborg auf Hünen im Alter von 66 Jahren gestorben. Er war einer der bedeutendsten skandinavischen Problemkomponisten und von einer seltenen Fruchtbarkeit: seit dem Jahre 1878 hat er über 3000 Probleme veröffentlicht.

Von J. Jelsperien t.
Schwarz.

Weiß.

Matt in drei Zügen.

Ein scharfpunktiertes Problem.

Mitteilungen aus der Schachwelt.

Der Kongress des „Deutschen Schachbundes“ in Mannheim wurde bekanntlich bei Ausbruch des Krieges abgebrochen. Der Preisfonds wurde zum größten Teil dazu verwendet, den Teilnehmern Entschädigungen zu zahlen, die im Verhältnis zu den erreichten Gewinnzahlen bemessen waren. So erhielt z. B. Alchim etwa 1100 M. Ein Teil des Geldes ist jedoch zurückgelegt worden und soll dazu dienen, nach glücklicher Beendigung des Krieges ein nationales deutsches Meisterturnier zu veranstalten.

Haus und Küche.

Melonen mit Gewürz. Die in Scheiben, Würfel oder in Kugeln ausgekostete Melone befeuchtet man mit einer Mischung von Wasser und Essig und läßt sie bis zum nächsten Tag stehen. Dann, abgetropft, gibt man das gleiche Gewicht an Zucker wie Frucht darüber und läßt wieder einen Tag stehen; gießt dann den Saft ab, kocht ihn mit Zimt und Zucker auf, läßt, wenn er abgeseiht ist, die Frucht darin halb weich kochen, nimmt sie heraus, legt sie in Gläser, füllt den dick eingekochten Saft abgekühlt darauf, kocht ihn noch 8 Tagen nochmals auf und gießt ihn heiß darüber, worauf man, wenn abgekühlt, die Gläser verbindet.

Melonen in Essig. ½ Liter Essig und ¼ Pfund Zucker rechnet man auf 1 Pfund Frucht, kocht Frucht und Zucker auf, schäumt ab und gießt ihn über die Frucht, die man verdeckt bis zum nächsten Tage stehen läßt. Dann gießt man ihn ab und kocht ihn wieder auf, füllt wieder darüber und wiederholt noch an den beiden nächstfolgenden Tagen. Dann kocht man den Saft zu Syrup, läßt die Frucht darin weich werden, legt sie in Gläser und füllt den dick eingekochten Saft ein.

Melonen mit Rum. Zu dem geläuterten Zucker, in gleichem Gewicht wie oben angegeben, gibt man pro Pfund ¼ Liter feinen Rum, kocht die geschnittene Frucht darin weich, hebt sie heraus, kocht den Saft dick ein, stellt ihn mit der Frucht 2 Tage verdeckt zur Seite; gießt ihn ab, kocht ihn nochmals dick ein und füllt ihn über die in Gläser geschichteten Früchte.

:: ::

Praktische Winte.

Wenn man ein größeres Stück Fleisch einige Tage aufheben will ohne es zu pökeln oder in Essig oder Milch einzulegen, durch welches Verfahren der Geschmack beeinträchtigt wird, so wickle man es in ein altes Stück Leinen, das man mit reinem Weinessig anfeuchtet.

Schmutzige Tapeten reinigt man schneller und besser als mit Brot mit Mehl, die man in ein Gazefläßchen füllt, mit welchem die Tapeten stückweise abgerieben werden. Natürlich muß immer wieder eine reine Stelle des alten Leinentuches, welches dabei über das Gäßchen gelegt, genommen werden. Fettflecke in den Tapeten entfernt man zuvor durch einen dicken Brei von Benzol und gebrannter Magnesia, das auf der Stelle verrieben und nach dem Trocknen abgeburstet wird.

Zum Reinigen von Bierflaschen nehme man statt des gesundheitsschädlichen Bleichrotes entweder kleine Kieselsteinchen, die man zu dem Zwecke aufhebt, oder besser noch die in den Wirtschaftsmagazinen käuflichen Kläschampulvetten, die gewöhnlich an einem Kork befestigt sind und mit leichter Mühe auf gründlichste Weise jedweden Ansatz entfernen.

Kreuzsprung. Königszug.

•	frei	dem	sch	wer	hat	•
war	tönt	nen	leichter	ling	nicht	dem
fein	hitz	auf	er	was	bläst	er
•	e	cho	•	den	der	•
und	je	wied	nicht	he	set	nicht
disht	wer	kein	den	der	be	blät
•	nicht	liebt	fahrt	den	wer	•

Wörterbild.



Wo ist die Freundin?

Schieberätsel.

Küchenvort. Bauchelle, Schaumorte, Porzadt, Hammerich, Kollage, Leiebuch, Steinbruch, Velleitren.

Die vorkommenden Wörter sollen untereinander gestellt und seitwärts derartig verschoben werden, daß in zwei senkrechten Buchstabenreihen, der Name einer modernen sportlichen Veranstaltung zu lesen ist.

Auflösungen.

Telegrammrätsel.

Gewinn, Meßer, Gineke, Ploß, Tasse, Michel, Reich, Mähte, Fährten, Schall, Netz.

Eines schied sich nicht für alle.

Monogramm-Rebus.

Man beginne links vom Punktstrich und lese nach links weiter. Zuletzt sind die Buchstaben des Monogramms hintereinander zu lesen. Man findet dann:

Es bildet ein Talent sich in der Stille, doch ein Charakter in dem Strom der Welt.

Rätselrätsel.

Profamen, Kienaher, Kaufmann, Lammewald, Beageld, Vogelnecker, Freudenreich, Stundenplan, Kladder, Petershagen, Darmstadt, Unverwand, Oogeholi, Vinsengericht.

Reiten auf den Weg gestreut
Und des Harms vergessen!

Nachdruck verboten.

Ein Besuch beim General Sir John French.

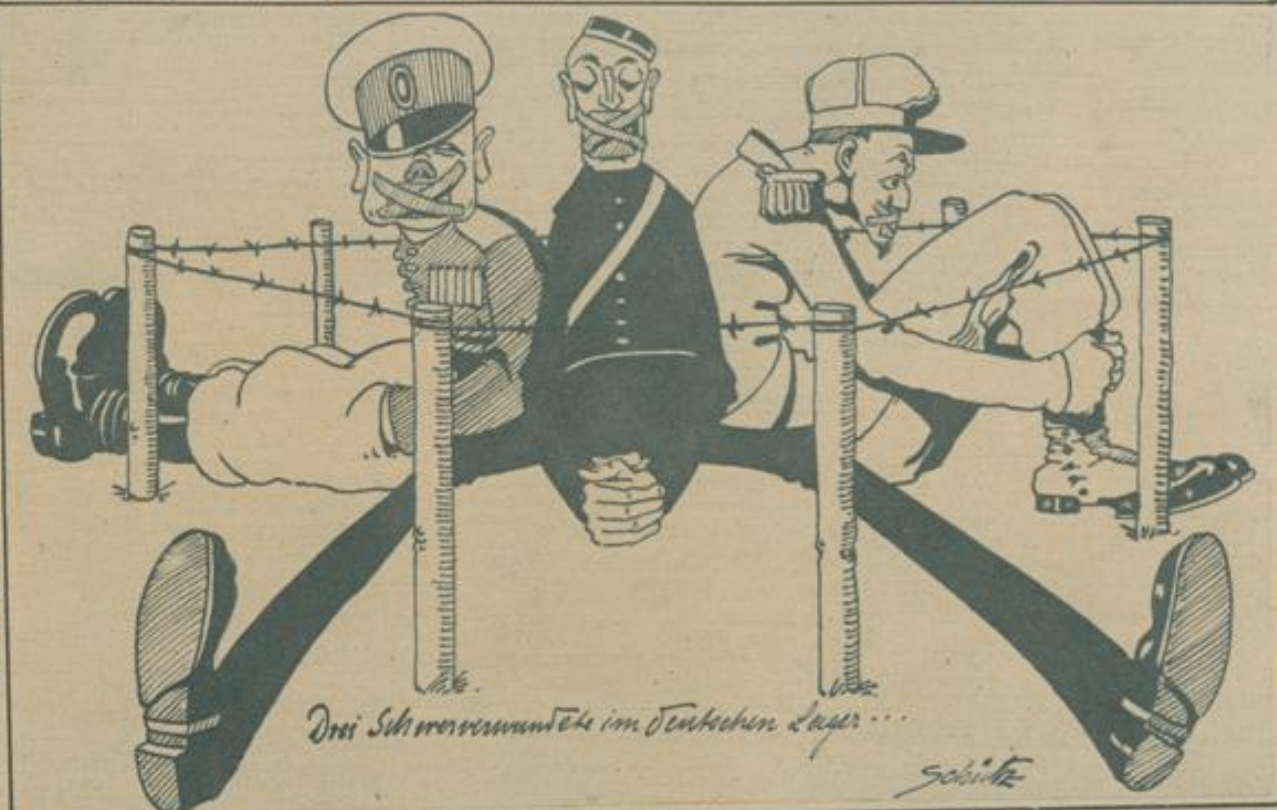
Uns wird folgende interessante Schilderung einer Begegnung mit Herrn French zur Verfügung gestellt:

General Sir John French ist Soldat vom Scheitel bis zur Sohle. Er ist verhältnismäßig klein, eigentlich ganz unenglisch, hat ein rundes rotes Gesicht, ein klares Auge, ist lakonisch in seiner Unterhaltung und hat, außer für militärische Sachen, für nichts anderes Interesse. Obwohl er öfters in Frankreich weilte, wo ich ihn und seine Familie kennen lernte, war seine Kenntnis der französischen Sprache nur eine sehr geringe, wovon folgende kleine Episode Zeugnis ablegt.

Ich verbrachte vor ungefähr sechs Jahren die Wintermonate in einer Garnisonstadt, auch zugleich Kurort, im Süden von Frankreich, wo sich auch Sir John und Lady French nebst Tochter gerade aufhielten. Es wurden gegenseitig Besuche ausgetauscht, und Einladungen ergingen. Während einer gemütlichen Teestunde bei Sir John und Lady French kündigte der Diener den Besuch eines französischen Generals an, dessen Name mir leider entfallen ist. Die Szene wird mir unvergeßlich bleiben, die sich bei dessen Erscheinen abspielte. Nach gegenseitiger Vorstellung mit steifer Haltung seitens des Eng-

länders und vielen Verbeugungen und Säbelgraffels des Franzosen entspann sich eine Unterhaltung eigener Art zwischen den beiden Generalen. Der Franzose redete fliehend in seiner Landessprache — er entschuldigte sich, kein Englisch zu können —, während General French ihn nur dann und wann mit den Worten unterbrach: „oui, mon Général“ und „non, mon Général“ („Ja, mein General“ und „nein, mein General“) — ganz gleichgültig, ob die Bejahungen und Verneinungen hinpakten oder nicht, wobei es jedoch der

französische General an einigen Berichtigungen in tatvollster Weise nicht fehlen ließ. Man fühlte heraus, daß der Engländer mit einer leisen Arroganz anzudeuten schien, daß ihm die Unterhaltung in der ihm fremden Sprache un bequem war und sie ebensogut auch in englischer Sprache hätte geführt werden können. Sehr bald erschien auch die Tochter zum Tee. Der französische General erhob sich sofort, ebenso General French, seine Tochter mit den Worten vorstellend: „Mon Général, c'est mon fils!“ („Mein General, das ist mein Sohn!“), sichtlich über sich selbst überrascht und erfreut, auch einmal ein anderes französisches Wort hervorgezaubert zu haben. Ein kaum bemerkbares Lächeln überflog die Züge des Franzosen. Daß die Tochter und die anderen anwesenden Damen nicht in ein schallendes Gelächter ausbrachen, erhöhte nur noch den naiven Stolz des Generals über sein in seinen Augen tadelloses Französisch. Es erklärt dies auch, warum in dem jetzigen Krieg von beiden Seiten der Verbündeten über ungenügende gegenseitige Orientierung im Verlauf der Schlacht geklagt worden ist, und infolge mangelnder Sprachkenntnisse, namentlich von Seiten der Engländer, nur eine unzureichende Verständigung erzielt werden konnte. — Uns kann's schon recht sein. Nur weiter so.



Wie sich die Zeiten ändern

„Alle Welt wird den Tag preisen, an dem das perfide Wesen der Teufel holt“, so steht — 1900 — in leien unter obigem Bilde in der französischen Zeitschrift „Le Rire“.

Jetzt — 1914 — sieht die Sache anders aus.



Zwei indische Prinzen, die in Marseille



Prinz Oskar v. Preußen mit Gemahlin in Homburg, wo er einige Tage zur Erholung von den Kriegstrapazen weilte. Er wurde wegen tapferen Verhaltens vor dem Feinde mit dem Eisernen Kreuz I. u. II. Klasse ausgezeichnet.



angekommen sind, um gegen uns zu kämpfen.

Vor Antwerpen.

Der Fortsgürtel von Antwerpen hat einige recht erhebliche Löcher erhalten. Der Angriff auf die inneren Fortlinien kann also ungehindert seinen Anfang nehmen. Das ist ein schwerer Schlag für Antwerpen und die Stimmung ist dort auch, wie aus allen indirekten Berichten hervorgeht, sehr gedrückt. Die offiziöse Presse natürlich schwelgt in Siegesnachrichten, erwähnt nebenbei die belgischen Mißerfolge, um dann schnell wieder irgend einen kleinen bedeutungslosen Teilerfolg zu einem Riesensiege aufzubauen. Die Lage in Antwerpen ist schon deshalb kritisch, weil der Stadt eventuell die Wasserzufuhr abgeschnitten werden kann. Die Wasserwerke der Stadt befinden sich



Eine Feldwache auf Vorposten gegen Antwerpen. Die im Vordergrund liegenden Baumstämme und Drahtverhaue waren vorher von den Belgiern als Hindernisse benutzt worden.

nämlich bei dem eroberten Fort Baelhem. Die Antwerpener dürften bereits die Unhaltbarkeit der Stadt ahnen, denn mit den gefallenen Fort sind die festesten Plätze des Gürtels in deutschen Händen. Sehr interessant ist übrigens, daß Leopold II. die Anlage des Fortsgürtels durchgesehen hat, da er einen Konflikt mit England wegen des Kongo fürchtete. Es sind bisher erobert: Baelhem mit St. Katherine, die Redouten Dorpeld und Boschbeek, Fort Koninghoeft, die Redoute Tallaert, das sehr starke Fort Lier und noch einige weitere besetzte Plätze. Das planmäßige Operieren der Deutschen wird sie auch bald in den Besitz der anderen Forts und — Antwerpens bringen.



Das Musikantenmädchen; Volksstück mit Gesang in 3 Akten von B. Buchbinder, Musik von G. Jarno. Erstaufführung am 5. Oktober im Neuen Theater in Frankfurt a. M.